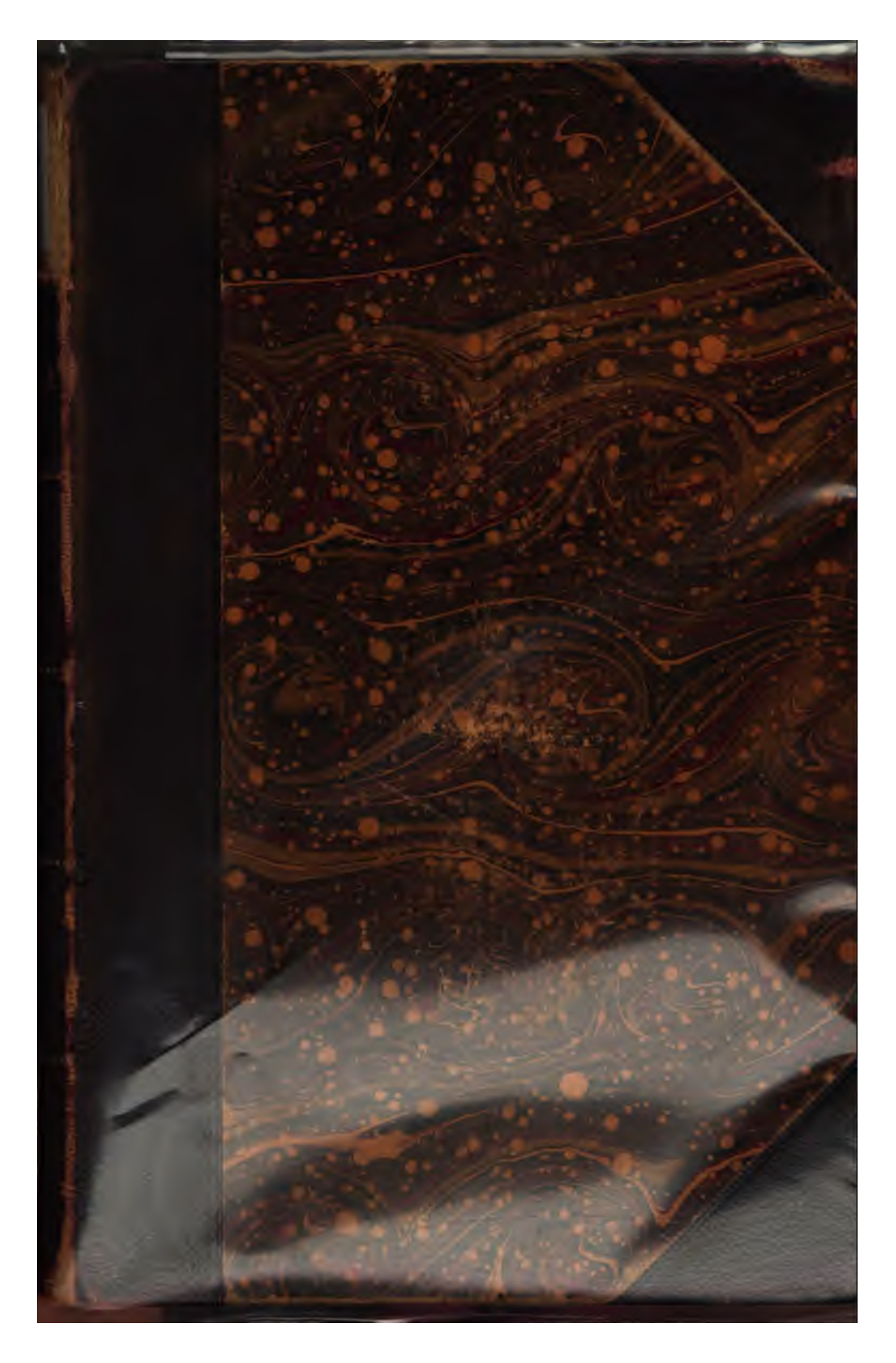



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG
VE RI TAS



Amerikanische Eindrücke

Von

Ludwig Fulda

Zweite Auflage



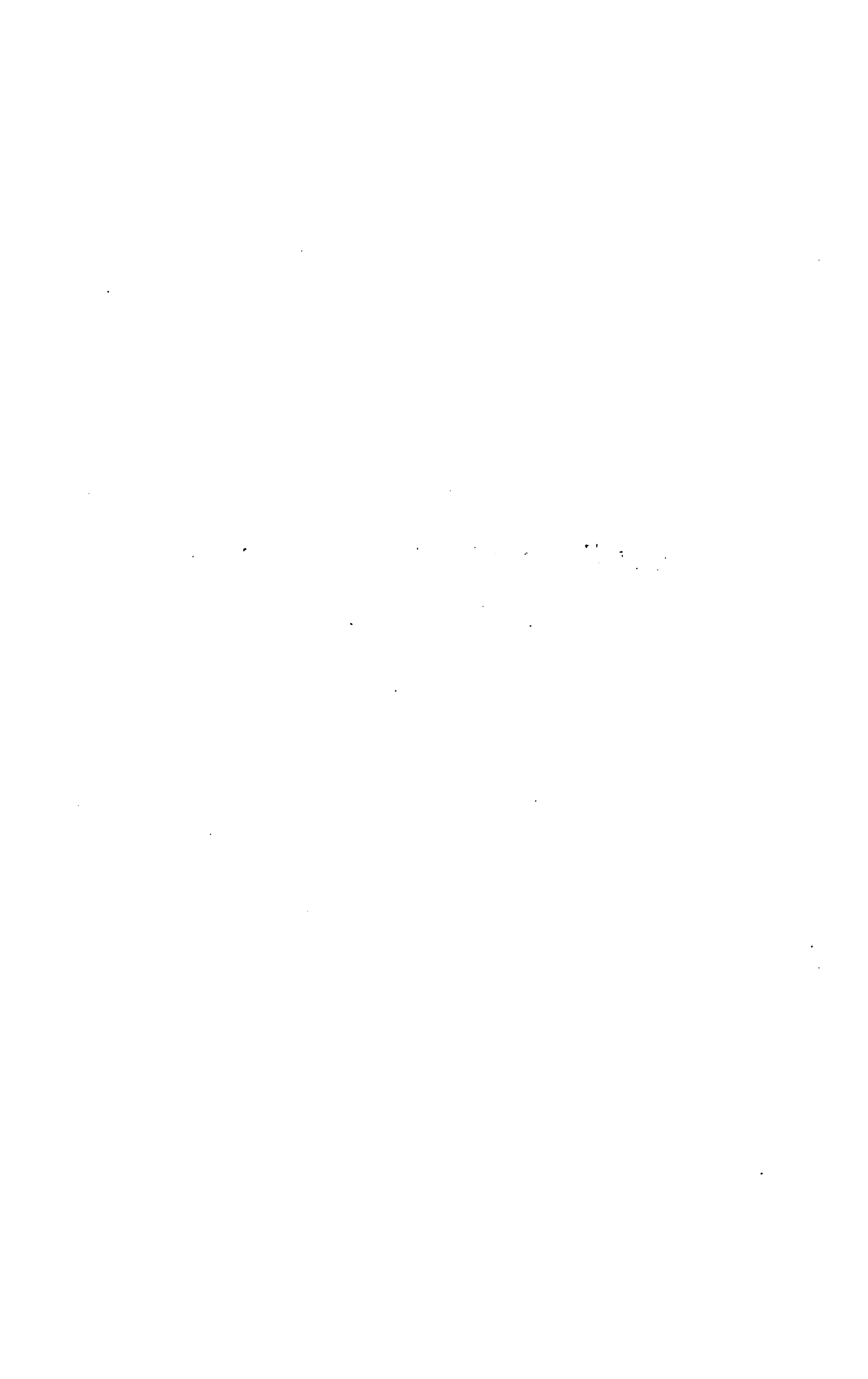
Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Der Germanistischen Gesellschaft von Amerika

in Dankbarkeit

zugeeignet



Inhalt

Einleitung

Werden Sie über Amerika schreiben?

Von allen Fragen, die ich während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten im Vorfrühling 1906 liebenswürdigen Gastfreunden oder berufsmäßigen Aushorchern zu beantworten hatte, wurde mir keine häufiger gestellt als diese. Der Amerikaner, mit wie berechtigtem Stolz er auch seine Selbstherrlichkeit fühlt und betont, hat doch ein unwiderstehliches Verlangen, sich im europäischen Spiegel zu sehen. Nichts verstimmt ihn tiefer, als wenn dieser Spiegel, wie es leider noch allzu oft geschieht, ein Zerrbild zurückwirft; nichts berührt ihn wohltuender, als wenn er darin die Züge treu wiedergegeben findet, die ihm an seinem eigenen Wesen als die wertvollsten erscheinen. Während das alte Europa jeder auswärtigen Kritik mit der vollendeten Gleichgültigkeit des blaublütigen Aristokraten gegenübersteht, der, auf die Verdienste einer langen Ahnenreihe gestützt, seine Geltung für zu selbstverständlich hält, als daß sie ausdrücklich bestätigt werden muß oder ernstlich angefochten werden kann, verfolgt der große Emporkömmling jenseits des Ozeans jedes fremde Urteil mit dem eifersüchtigen Argwohn des Neugeadelten, der, seiner Vor-

züge sicher, gekannt sein will, um anerkannt zu sein. Und wer könnte bestreiten, daß Europa von Amerika besser gekannt ist, als Amerika von Europa? Die gebildeten Amerikaner wissen unendlich viel mehr von uns, als wir von ihnen; sie widmen unserer Vergangenheit und unserer Gegenwart ein rastloses Studium; sie kommen alljährlich in ungezählten Scharen zu uns herüber, um zu schauen und zu vergleichen, zu beobachten und zu lernen. Die Zahl der gebildeten Europäer, die ihnen zu den nämlichen Zwecken einen Gegenbesuch abstatteten, war bis jetzt verschwindend klein. Europa liegt für Amerika schon längst in der Nähe, Amerika für Europa noch immer in der Ferne.

Zwar hat in den beiden letzten Jahrzehnten sich manches in dieser Hinsicht gebessert, und der naive Standpunkt jener wackeren alten Frau, die der Entdeckung des Kolumbus ein unüberwindliches Mißtrauen entgegensetzte, indem sie rundweg erklärte: „Ich glaub' nicht an Amerika“, gehört der Vergangenheit an. Sogar die Unwissenheit wird heute durch die stärksten Beweise genötigt, an Amerika zu glauben. Ja, daß die Vereinigten Staaten auf keinem Gebiete mehr als quantité négligeable betrachtet werden dürfen; daß in ihnen nicht nur unseren einzelnen Ländern, sondern unserem gesamten Weltteil ein gefährlicher Mitbewerber um alle realen und idealen Güter erwachsen ist, diese Wahrheit kann man heute auf jeder Gasse hören. Aber um so eher sollte man einsehen, daß es einer so gewaltigen, so beispiellosen Erscheinung gegenüber, wie sie in der Siebenmeilenstiefel-Entwicklung des transatlantischen Riesenreiches zu Tage tritt, nicht mit ein paar Schlag-

worten getan ist. Amerika will gekannt und verstanden sein; dieser Forderung, die es selber an uns stellt, müssen wir in unserem eigensten Interesse nachkommen. Denn einerlei, ob wir den mächtigen Rivalen auf dem Weltmarkte als Gegner fürchten oder in der Weltkultur als Bundesgenossen willkommen heißen, wir haben in alle Zukunft mit ihm zu rechnen, und jedes falsche Urteil könnte uns daher verhängnisvoll werden.

Gewiß, die europäische Literatur über Amerika, insbesondere auch die deutsche, weist ausgezeichnete Werke auf. Aber diese umfangreichen Schriften, deren wissenschaftlicher Charakter ihre Wirksamkeit naturgemäß auf einen engeren Kreis beschränkt, werden an Zahl durch andere überboten, die teils durch Voreingenommenheit, teils durch Oberflächlichkeit, teils durch beides bedenklich in die Irre führen. Zeitungsartikel und mündliche Berichte flüchtiger Besucher tun dann ein übriges, um schiefen Halbwahrheiten und törichten Verallgemeinerungen ein zähes Leben zu sichern. Nimmt doch unter den Krankheiten unserer Zeit die Sucht des vorschnellen Urteils oder, was dasselbe sagen will, des schnellen Vorurteils, die vorderste Stelle ein! Jener Reisende, der in der Eisenbahn einen rothaarigen Deutschen namens Müller traf und sich dann in sein Tagebuch notierte, daß alle Deutschen rote Haare haben und Müller heißen, ist der Urtypus für die weitverbreitete heillose Menschensorte, die durch ähnliche Trugschlüsse einen großen Teil der Mißverständnisse zwischen den Völkern verschuldet. Der winzige Ausschnitt aus einer unübersehbaren Gesamtheit, der sich zufällig ihrem Auge darbot, genügt ihr, um einer Klasse, einem Volk, einem

Land, einem Weltteil die Etikette aufzukleben. Der Philister aber ist glücklich, wenn ihm eine solche Etikette geliefert wird; das betreffende Schubfach in seinem Hirn hat von jetzt an eine ordnungsmäßige Aufschrift, die er nicht wieder hergibt bis an sein seliges Ende. Amerika, das Land des Dollars. Alle Deutschen heißen Müller und haben rote Haare; alle Amerikaner heißen Rockefeller und jagen dem Gelde nach.

Als Thorwaldsen einmal gefragt wurde, wie lange man wohl brauche, um Rom kennen zu lernen, erwiderte er: „Ich kann darüber keine Auskunft geben, denn ich bin erst zwanzig Jahre hier." Aber, weshalb soll man zwanzig Jahre aufwenden, um Rom kennen zu lernen, da schon ein Tag genügt, um über Rom zu urteilen?

Ein Land wie die Vereinigten Staaten von Amerika kennen zu lernen, ein Land, dessen Flächenraum ungefähr dem von ganz Europa gleichkommt, und dessen heutige Bevölkerung mehr als achtzig Millionen zählt, dazu ist ein Menschenleben zu kurz. Nicht einmal irgend ein geborener Amerikaner wird behaupten wollen, daß er sein Vaterland in allen seinen Teilen, in allen seinen Gesellschaftsschichten, in allen seinen Betätigungen kennt. Sogar der systematische Forscher wird immer nur ein bestimmtes Gebiet aus dem ungeheuren Komplex von Tatsachen und Problemen durch eigene Anschauung zu meistern vermögen; wenn er eine zusammenfassende Darstellung unternimmt, so wird er oft genug den unsicheren Schluß vom Einzelnen aufs Allgemeine wagen müssen oder doch sich auf die Forschungsergebnisse anderer verlassen. Der Tourist aber, der sich heutzutage so gerne zum Reiseschriftsteller entwickelt, wird in Amerika noch

schwerer als in irgend einem anderen Kulturlande zuverlässige Beobachtungen vornehmen, endgültige Einsichten gewinnen können. Hier kann er sich nicht an Denkmäler einer großen Vorzeit, nicht an abgestempelte Sehenswürdigkeiten halten; hier gilt es nicht, aus der Vergangenheit die Gegenwart, sondern aus der Gegenwart die Zukunft zu erfassen. Und bei dem raschen Fluß, in dem hier alles begriffen ist, werden seine Darstellungen von der Wirklichkeit oft schon überholt sein, während er sie veröffentlicht, seine Prophezeiungen widerlegt, während er sie ausspricht. Dazu kommt, daß die Eigentümlichkeiten des amerikanischen Lebens nicht in ihren isolierten Bekundungen, sondern nur in ihrem organischen Zusammenhang zu verstehen und zu würdigen sind, und daß sie selbst dann den Betrachter noch täuschen und verwirren können, zumal wenn er sie, statt nach ihrem eigenen Maßstab, nach der europäischen Elle mißt. Denn scheinbar wichtige Abweichungen von unserer Norm betreffen nur die Außenseite der Dinge, während umgekehrt scheinbare Gleichheiten innerliche Gegensätze verbergen. Eben weil die amerikanische Kultur die Tochter der europäischen ist, droht ihrem Beurteiler eine ähnliche Klippe wie dem Übersetzer, der ein Werk nicht aus einer fremden Sprache, sondern aus einer älteren Form der heimischen Sprache in die heutige Sprachform, also etwa aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche, zu übertragen hat. Da sind nämlich eine Menge Worte, die hüben und drüben völlig gleichlauten, aber durch allmählichen Bedeutungswandel einen anderen Sinn bekommen haben. Wie dort mit den Worten, so geht es hier mit den Sitten.

Daß ich in der Erkenntnis all dieser Schwierigkeiten mir nicht anmaßen kann, nach einem Aufenthalt von kaum mehr als zwei Monaten allgemeine Urteile zu formulieren, versteht sich von selbst. Und darum habe ich auch die Frage, ob ich über Amerika schreiben werde, drüben jedesmal ohne Besinnen verneint. Ich werde es nicht, so sagte ich ungefähr; aus dem einfachen Grunde nicht, weil mir dazu jede Berechtigung, jede Befähigung mangelt. Ich will höchstens erzählen, was ich selbst gesehen und erfahren habe, mit der ausdrücklichen Bekräftigung, daß ich meinen subjektiven Eindrücken und Erlebnissen keinerlei objektiven Wert beimesse. Aber gerade weil ich viel Schönes gesehen und viel Gutes erfahren habe, darum halte ich es für meine Schuldigkeit, davon Rechenschaft abzulegen. Denn, sofern jeder nur das darstellt, was er mit eigenen Augen erblickte, dann wird aus der Summe solcher Einzelschilderungen ein Gesamtbild erwachsen, das die Wahrheit spiegelt. So sagte ich zu meinen amerikanischen Freunden, und so wiederhole ich im Beginn dieser anspruchslosen Aufzeichnungen, in denen meine Dankbarkeit und meine Aufrichtigkeit einander hoffentlich nicht ins Gehege kommen.

Was die Gelegenheit zu Beobachtungen betrifft, so waren durch die Sonderart meiner Reise von vornherein Nachteile und Vorteile bedingt. Nachteile, da ich über meine Zeit nicht frei verfügen konnte, sondern als Gast der „Germanistischen Gesellschaft von Amerika" ein umfangreiches Arbeitspensum erledigen mußte. Ich hatte innerhalb von zehn Wochen vierunddreißig Vorträge in vierundzwanzig verschiedenen Städten der Union zu

halten, und auch über meine freien Stunden war zumeist durch großartige Gastlichkeit verfügt. Man begreift, daß ich unter solchen Umständen keine vielseitigen sozialen Studien machen konnte, sondern in meinen Wahrnehmungen auf eine bestimmte Sphäre beschränkt blieb. Aber diese Sphäre — und hierin sehe ich den wesentlichen Vorteil — war eine geistige; sie brachte mich sogleich mit den Kreisen der Bildung und des Wissens in Berührung; sie ließ mich zahlreiche vortreffliche Männer und Frauen kennen lernen, die zu den Besten ihres Volkes gehören und dessen innerliches Aufwärtsstreben in der vordersten Reihe verkörpern. Durch solche Vergünstigung konnte ich in die Werkstätten, wo an der Zukunft des Landes gearbeitet wird, einen tieferen Einblick tun, als er dem Touristen oder dem Reisenden, den lediglich materielle Zwecke über den Ozean führen, vergönnt ist. Und wenn ich dabei immer neue erhebende Belege dafür erhielt, daß der Enthusiasmus für alle höheren Werte des Lebens und der schwärmerische Eifer, der ihrer Aneignung und Ausbreitung gewidmet wird, nirgends in der Welt übertroffen werden kann, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich nicht ohne weiters von den Gipfeln auf die Täler schließen darf. Aber es will mir doch scheinen, als könne ein solcher Geist, wie er hier die Führer und Lehrer der Nation beseelt, auch auf die Massen nicht ohne Einfluß sein, jedenfalls nicht ohne Einfluß bleiben.

Die „Germanistische Gesellschaft von Amerika", deren Einladung meine Reise veranlaßte, ist eine der jüngsten unter den unzähligen gelehrten Vereinigungen des Landes. Erst Ende 1904 in Newyork gegründet, stellt sie sich

die Aufgabe, „das Studium und die Kenntnis deutscher Bildung in Amerika und amerikanischer Bildung in Deutschland zu fördern, durch Unterstützung des Universitätsunterrichtes auf diesem Gebiete, durch Veranstaltung öffentlicher Vorträge, durch Herausgabe und Verbreitung von Schriften und durch andere Mittel, die dem Gründungszweck entsprechen". Zu ihren Gründern gehörten Männer wie Karl Schurz, der jüngst verstorbene allverehrte Bannerträger des amerikanischen Deutschtums, der vortreffliche Germanist William H. Carpenter und der bedeutende Anthropologe Franz Boas, beide Professoren an der Columbia-Universität; der reiche Freund und Förderer deutscher Kultur, Edward L. Adams, der angesehene deutsche Arzt Dr. Leonard Weber, der Generalvertreter der Hamburg-Amerika-Linie, Emil Boas, dem seine anstrengende und verantwortungsvolle Berufstätigkeit noch zu ernsthaften Privatstudien Muße läßt, und andere. Jetziger Vorsitzender der Gesellschaft ist der Präsident der Columbia-Universität, Murray Butler, nicht nur durch diese wichtige Stellung, sondern auch durch seinen Ruf als hervorragender wissenschaftlicher Pädagoge einer der einflußreichsten Gelehrten des Landes. Sein berühmter Vorgänger Seth Low, nachmaliger Bürgermeister von Newyork, und der Historiker Andrew D. White, in Deutschland bekannt und hochgeschätzt als früherer langjähriger Botschafter in Berlin, gehören dem Ehrenpräsidium an; auch der verdiente deutsche Generalkonsul Karl Buenz befindet sich im Vorstande.

Schon diese Namensaufzählung zeigt das deutsche und das anglo-amerikanische Element in engster Gemeinschaft; schon aus ihr erkennt man, daß der Wunsch,

zwischen den geistigen Gütern beider Nationen eine innige Wechselwirkung herzustellen, keineswegs nur die Angehörigen und Abkömmlinge unseres Vaterlandes erfüllt, die drüben eine neue Heimat gefunden haben; daß vielmehr in ihm eine erfreuliche Zeitströmung zum Ausdruck gelangt, die immer weitere Kreise des gebildeten Amerika ergreift. Die Gründung der Germanistischen Gesellschaft ist nur eines von vielen Symptomen für das mächtig anwachsende Interesse, das in den Vereinigten Staaten deutscher Kultur, Literatur und Wissenschaft dargebracht wird. Ebenso wie der vom deutschen Kaiser angeregte Professorenaustausch ein Symptom dafür ist, daß man diese Bewegung auch auf unserer Seite nicht unterschätzt und ihr entgegenzukommen sich anschickt. Die Deutschfreundlichkeit des Präsidenten Roosevelt hat gewiß zu ihrer Förderung wesentlich beigetragen; aber der scharfsichtige Staatsmann würde wohl schwerlich seine Vorliebe für deutsche Art und Kunst immer wieder betonen, wenn er sich dabei nicht mit einem großen Teil der Intellektuellen seines Landes im Einklang wüßte. Nicht nur er selbst, sondern auch zahlreiche andere Amerikaner, die heute an maßgebender Stelle wirken, haben entscheidende Entwicklungsjahre in Deutschland zugebracht; zumal unter den Universitätslehrern gibt es nicht wenige, die das Fundament oder die Krönung ihres Wissens deutschen Hochschulen verdanken. Aber wenn alle diese Männer mit Überzeugung, ja mit Begeisterung darauf hinarbeiten, das gegenseitige Verständnis, den gegenseitigen Zusammenhang zu stärken, so muß doch noch ein tieferliegender Grund sie dazu anfeuern. Und in der Tat, es ist der Glaube, daß zwischen Amerika und Deutsch-

land nicht nur eine Stammesverwandtschaft, sondern auch eine Wahlverwandtschaft besteht; daß vorwiegend von dem geistigen Wettkampf und der geistigen Bundesgenossenschaft beider Völker die Zukunft der Weltkultur abhängig ist. Dieser Glaube hat meiner ganzen Reise wie ein guter Stern vorgeleuchtet. Ich müßte blind und taub durch dieses Land gewandert sein, wollte ich mich bedenken, ihn aus innerstem Herzen zu teilen.

Die erste Tat der Germanistischen Gesellschaft war, daß sie an der Columbia-Universität für das akademische Jahr 1905/06 (die amerikanischen Universitäten rechnen nicht nach Semestern, sondern nach Jahreskursen) eine Vorlesung über deutsche Kulturgeschichte fundierte. Sodann beschloß sie, zwei Redner aus Deutschland zu berufen, einen Gelehrten und einen Schriftsteller; ihre Wahl fiel zunächst auf den Assyriologen Professor Delitzsch und auf mich.

Delitzsch hatte nur knappe Zeit zur Verfügung und mußte sich deshalb auf eine Anzahl von Vorträgen in Newyork beschränken, während ich, als ich den ehrenvollen Ruf annahm, mich sogleich bereit erklärte, auch in anderen Städten zu sprechen. Der unermüdliche Schriftführer der Gesellschaft, Professor Boas, erließ infolgedessen ein Rundschreiben an die verschiedenen Vereine und Korporationen außerhalb Newyorks, die analoge Tendenzen verfolgen, und bemühte sich, deren Einladungen in eine nach Zeit und Raum möglichst praktische Ordnung zu bringen. So hatte ich, noch bevor ich die Heimat verließ, den Reiseplan bereits in der Hand. Hinsichtlich des Programms wurde mir volle Freiheit gelassen. Ich stellte einige Vorträge über lite-

rarische Themata, sowie Vorlesungen aus meinen Schriften zur Auswahl.

Ich hatte mich auf eine schlichte Vortragsreise gefaßt gemacht. Der Empfang, der mir zu teil wurde, übertraf nicht nur alle meine Erwartungen, sondern überstieg auch in ganz unverhältnismäßigem Grade mein Verdienst. Auch wenn ich zur Selbstüberschätzung neigte, was ich leider nicht tue (es ist ja so angenehm, über sich in einem schmeichelhaften Irrtum befangen zu sein), auch dann hätte ich die Ehrungen, mit denen man mich überhäufte, unmöglich als meiner Person geltend hinnehmen können; und nur weil ich sie für die Sache hinnahm, die ich nach meinen bescheidenen Kräften vertrat, konnte ich ihnen standhalten. Seit Menschengedenken war kein deutscher Schriftsteller in Amerika öffentlich aufgetreten; alle Anhänglichkeit der Deutschen an das alte Vaterland, aller Respekt der Anglo-Amerikaner vor unserem Schrifttum, alle Sehnsucht beider Elemente nach Annäherung und Fühlung wurde auf mein unschuldiges Haupt entladen. Wenn dabei eine Überschwenglichkeit zu Tage kam, die in unserem skeptischen Europa unmöglich ist oder doch ihr Opfer unmöglich machen würde, so war sie jedenfalls nur für mich, nicht für meine Wirte beschämend. Ihre überall sich gleichbleibende festliche Gastfreundschaft war ihnen patriotische Herzenssache; sie sollte dartun, daß, wer als Träger irgend eines idealen Gedankens zu ihnen kommt, nicht an eine fremde Küste, sondern nur ans andere Ufer der Heimat gelangt ist. Und wie in ihren Begrüßungsworten stets die Versicherung wiederkehrte, jeder derartige Besuch diene einer wichtigen Kulturmission, so durfte ich allerorten

der freudigsten und einmütigsten Zustimmung meiner Hörerschaft gewiß sein, wenn ich der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Armee derer, die, hüben und drüben einem gemeinsamen Sternenbanner folgend, keinen anderen Imperialismus als den des Geistes verfechten wollen, sich in stetigem Wachstum befinde. Wer die vielverkannte Neue Welt von solcher Seite kennen gelernt hat, dessen Mission scheint mir mit seiner Rückkehr nicht erschöpft; sie setzt sich fort in der Pflicht, Zeugnis abzulegen von dem großen Menschenfrühling, der dort im Anbruch begriffen ist. Allzu lange hat man sich mehr an die Kinderkrankheiten gehalten, die den strotzenden Volkskörper in oft noch recht häßlichen Erscheinungsformen durchzucken, als an sein kerngesundes Mark, das deren Überwindung verbürgt. Die Amerikaner pflegen ja nicht wie wir hundert Jahre lang auf den nächsten entscheidenden Fortschritt zu warten. Was ihnen heute noch mangelt, das werden sie morgen haben. Wir sind alt, und sie sind jung. Nach ewigen Gesetzen muß die Jugend beim Alter in die Schule gehen; aber wehe dem Alter, das nicht auch von der Jugend lernen will.

Newyork

An einem heiteren, milden Februarmorgen fuhr der herrliche neue Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Amerika", an dessen Bord ich den Ozean gekreuzt, in die Hudsonmündung ein. Den Abend vorher hatten wir im offenen Meer das Nantucket-Leuchtschiff, das erste, weit vorgeschobene Wahrzeichen des amerikanischen Kontinents passiert; in der Nacht war Sandy Hook erreicht worden; bei Tagesanbruch glitten wir bereits zwischen zwei deutlich sichtbaren Ufern dahin, die ein leichter Duft umschleierte, ohne sie zu verhüllen. Die steigende Sonne hatte ihn bald aufgesogen, und während links in der Nähe Staten Island, rechts in der Ferne Long Island mit sanften, bewaldeten Hügeln unsere weite Fahrbahn umschlossen, konnte das Landschaftsbild fast an einen großen Schweizersee gemahnen. Umsomehr, als nun freundliche Ortschaften mit schmucken Villen und schlanken Kirchtürmen auftauchten und die mich völlig überraschende Lieblichkeit des Gesamteindrucks verstärkten. Gibt doch unsere Phantasie den noch ungesehenen Dingen zum voraus eine bestimmte Gestalt, auch wenn wir tausendmal durch die Anschauung belehrt worden sind, daß die Wirklichkeit, ob sie nun unsere

Erwartungen übertrifft oder hinter ihnen zurückbleibt, auf alle Fälle anders ist, als wir sie uns vorgestellt haben. Dann pflegen beim ersten Anblick Phantasie und Wirklichkeit in einen Kampf zu geraten, bis die letztere, nicht immer mühelos, die Oberhand gewinnt. Hier aber waren es nicht nur die Formen der Landschaft, die mir die Neue Welt heller, anheimelnder erscheinen ließen, als ich sie in meiner Vorstellung getragen, sondern vor allem der Himmel, dessen scharfes und doch weiches Licht, der Lage Newyorks auf dem Breitegrad von Neapel entsprechend, mehr an italienische als an mitteleuropäische Farbengebung erinnert.

Bei der Quarantänestation kamen die Sanitätsoffiziere, die Zollbeamten und zugleich auch — die Interviewer an Bord. Sie wollten von mir wissen, was ich von Amerika halte, noch bevor ich gelandet war.

Die Einfahrt in den Hafen vollzieht sich nach dem Gesetz der dramatischen Steigerung. Ein würdigeres und wirkungsvolleres Eingangstor für das Weltreich wäre nicht denkbar. Es zeigt in Raumverhältnissen und Verkehr bereits die vergrößerten Dimensionen, zu denen man dort alle Begriffe der Alten Welt multiplizieren muß. Die weite Bucht verengert sich allmählich zum majestätischen Strom; an den näherrückenden Ufern beginnen die Ortschaften meilenweit zu einer lückenlosen Häuserkette zusammenzuschmelzen; auf dem Lande fliegen elektrische Bahnen, auf dem Wasser Fahrzeuge aller Art, besonders die mehrstöckigen Ferryboote, in beängstigender Menge hin und her. Die hochaufragende Statue der Freiheit mit der gen Himmel gehobenen Fackel steigert abermals die Stimmung, um sie auf den nahenden

Höhepunkt vorzubereiten: die Insel Manhattan mit der sie bedeckenden Riesenstadt.

Die vorgeschobene Spitze dieser westlich vom Hudson, östlich vom East River umspülten Insel wird bekanntlich von dem Geschäftsviertel Newyorks eingenommen. Wäre bei ihrer Anlage die Absicht vorwaltend gewesen, dem europäischen Ankömmling in dem ersten neuweltlichen Städtebild, das er erblickt, ein Symbol der titanischen Kraft und alles bezwingenden Energie des Amerikanismus zu bieten, so hätte die planvolle Ausführung einer solchen Idee nichts Vollendeteres leisten können, als was hier vom praktischen Bedürfnis geleistet worden ist. Auf knappem Raum drängen sich die unheimlichen Kolosse, die der Yankee mit charakteristischer Mischung von Stolz und Humor „Himmelskratzer" getauft hat, einer noch immer dem andern neugierig über die Riesenschulter blickend. In dieser Anhäufung wirken die breiten Babeltürme mehr gewaltig als schön; ja, wenn man sie dann bei der Weiterfahrt seitlich in langer Reihe aufmarschiert sieht, erscheinen sie in der Silhouette wie stumpfe Backzähne am Unterkiefer eines Leviathans. Gerechtigkeit kann man ihnen erst widerfahren lassen, wenn man sie vom Lande aus betrachtet; dort, innerhalb der Straßenperspektive, für die sie gedacht sind, erweisen sich zwar nicht alle, aber einige von ihnen als architektonische Meisterwerke von einer ungewohnten und doch jeden traditionellen Widerstand besiegenden Schönheit.

Ist man in den eigentlichen Hafen eingebogen, so schaut man weit den Hudson hinauf bis zum Beginn der Palisaden, einer malerischen Hügelkette, die sein

Westufer umsäumt. Zur Rechten rollt sich das unübersehbare Häusermeer der Hauptstadt immer mächtiger auf; zur Linken liegen die Städte Jersey City und Hoboken. Der Strom selbst, der hier noch etwa anderthalb Kilometer breit ist, wird von schwimmenden Häusern — wie man die nach allen Richtungen flink dahinschießenden Ferryboote bezeichnen kann — erfüllt. Nirgends in der Welt hat dieser Wasserverkehr seinesgleichen.

Der Dampfer macht am Pier von Hoboken fest; man betritt die weite Empfangshalle, wo die endgültige Zollabfertigung stattfindet. Die Beamten machten es gnädig mit mir; einer umso unerbittlicheren Visitation unterzogen mich die hier gleichfalls auf Wache stehenden Vertreter deutscher und englischer Blätter. Sie verlangten, daß ich vor ihnen die sämtlichen Koffer meines Herzens öffne und alle dort etwa vorhandenen Wertgegenstände, als da sind Taten, Meinungen und Ziele, in die Zollregister ihrer Notizbücher eintragen lasse. Aber wer, der nach zehntägiger Meerfahrt zum erstenmal wieder festen Boden unter den Füßen spürt, wird es nicht als raffinierte Grausamkeit empfinden, daß er nun sofort wieder als Charakterbild in der Zeitgeschichte schwanken soll?

Die Droschke, die mich zum Fährboot und auf diesem über den Hudson zu meinem Hotel bringen sollte, fuhr mich durch ein paar Straßen und dann in eine geräumige Halle, die gegen das Wasser hin durch eine Barriere abgeschlossen war. Hier machten wir halt, nach meiner Meinung, um auf das nächste Fährboot zu warten. Wie groß war aber mein Erstaunen, als die Halle selbst

sich plötzlich in Bewegung setzte! Wir befanden uns bereits auf dem Fährboot, in dessen unteres Stockwerk der Wagen hineingefahren war, ohne daß ich es bemerkt hatte. Das obere Stockwerk ist für die Fußgänger bestimmt.

Meine Gastfreunde hatten mir im Hotel Astor, einem neunstöckigen Neubau in der achten Avenue, Wohnung reserviert. Man muß seine altweltlichen Vorstellungen abermals multiplizieren, um sie den Größenverhältnissen und dem Ausstattungsluxus dieser allermodernsten Karawanserei anzupassen. Der Hotelbeamte führte mich in ein im ersten Stock belegenes abgeschlossenes Appartement von fünf Räumen: zwei prächtige Salons, Schlafzimmer, Badezimmer und Vorzimmer. Obwohl er mir versicherte, daß diese Flucht von Gemächern für mich bestimmt sei, zweifelte ich keinen Augenblick, daß man mich mit einem Milliardär verwechselt habe, und bat ihn, den Irrtum sogleich im Hotelbureau aufzuklären. Aber kaum hatte er mich verlassen, da trat ein Herr ein, der sich mir als der deutsche Besitzer des Hotels, Herr Muschenheim, vorstellte, mich in seinem Hause willkommen hieß und fragte, wie ich mit der Wohnung zufrieden sei. Ich erwiderte ihm, meine Zufriedenheit sei allzu groß, und wenn er mir und meinem Geldbeutel einen Gefallen tun wolle, dann möge er mir ein bescheideneres Logis anweisen lassen. „Aber Sie sind ja hier der Gast der Germanistischen Gesellschaft," wandte er ein. „Dann erst recht," sagte ich, „denn ich will die Germanistische Gesellschaft noch weniger in so überflüssige Unkosten stürzen als mich selbst." — „Davon ist auch gar nicht die Rede," versicherte er mir; „ich bin es, der diese

Wohnung Ihnen anbietet; gewähren Sie mir das Vergnügen, Ihnen als einem von Amerika eingeladenen Deutschen die besten Räume meines Hauses zur Verfügung zu stellen." Und es gab, solange ich diese Räume bewohnte, keinen Tisch darin, auf dem nicht täglich frische Blumen prangten.

Ich erzähle das als ein typisches Beispiel für den großzügigen Stil amerikanischer Gastfreundschaft. Während meiner ganzen Reise wiederholte sich mir die gleiche Erfahrung in den verschiedensten Variationen: wer als Gast des Landes betrachtet wird, dem will auch der Unbeteiligte, ja sogar der Fernstehende durchaus ein Benefiz antun.

Da war ich nun also in der amerikanischen Metropole. Zuerst mußte ich es mir öfter vorsagen, damit ich es mir glaubte. Beim heutigen Reisen erleidet ja das bekannte Sprichwort eine Ausnahme; da ist Geschwindigkeit tatsächlich Hexerei.

Wahrlich, ein seltsamer Einfall, eine Weltstadt gerade auf einer schmalen Insel aufzubauen! Man hätte dicht dabei auf Long Island östlich oder auf dem Festlande westlich unbeschränkten Raum zur Verfügung gehabt; aber man kaprizierte sich auf diese zwischen zwei Wasserbecken von Norden nach Süden vorgestreckte Zunge. Den niederländischen Ansiedlern, die in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts auf der Südspitze der Insel Manhattan ihr Städtchen Neu-Amsterdam errichteten, mag wohl nichts ferner gelegen haben als der Gedanke, daß aus ihrer armen, kleinen Kolonie sich die zweitgrößte Stadt des Erdballs entwickeln werde. Vermutlich bestach sie dieser Punkt durch die Ähnlichkeit mit

ihrer wasserreichen Heimat, besonders mit der holländischen Hauptstadt, nach der sie ihre Niederlassung benannten. So aber kam es, daß das lawinenartig anschwellende Gemeinwesen sich nur in einer Dimension ausdehnen konnte, bis es schließlich an den Nordrand der Insel vorgerückt war. So kam es, daß in dem heutigen Newyork der gesamte Verkehr sich nur in dieser einen Dimension bewegt, da die Entfernungen der Breite nach verhältnismäßig gering, der Länge nach dagegen ungeheuerlich groß sind. Das gibt dem Verkehrsproblem eine sonst nirgendwo auch nur annähernd empfundene Schwierigkeit. Zwischen Down Town im Süden und Up Town im Norden, der Geschäftsstadt und der Wohnstadt, wälzt sich der tägliche Menschenstrom auf einer einzigen geraden Linie hin und her, und alle Verkehrsmittel auf, über und unter der Erde können ihn zuzeiten nicht bewältigen.

Für den Fremden allerdings hat dieser Zustand eine sehr günstige Seite. Es wird ihm dadurch kinderleicht gemacht, sich zu orientieren. Wenn er einmal die beiden Richtungen kennt, die allein in Betracht kommen, dann hat er ausgesorgt. Höchstens in dem winklig gebauten ältesten Stadtteil, dem Geschäftsviertel an der Südspitze, kann er sich etwa verlaufen; in der übrigen Stadt würde dazu schon ein ausgesprochenes Talent gehören. Denn dort hat man ihm nicht nur den Gefallen getan, die Straßen mit schachbrettartiger Regelmäßigkeit anzulegen, sondern obendrein sie, statt mit Namen, mit Nummern zu versehen. Er braucht nur zählen gelernt zu haben, um an jeder Ecke feststellen zu können, wo er sich befindet und wohin er sich zu begeben hat. Die

Einheimischen zählen übrigens nicht nach Straßen, sondern nach Häusergevierten. Der Block, das heißt das von je zwei rechtwinklig aufeinander stoßenden Straßen gebildete Quadrat, ist für den Amerikaner der Grundbegriff der städtischen Topographie. Fragt man ihn nach irgend einer Örtlichkeit, so wird er antworten: das ist so und so viel Block weit von hier.

Aber auch für den Ansässigen entspringt aus der kuriosen Form der Stadt eine Annehmlichkeit. Nur die endlosen Längsstraßen, die den stolzeren Titel Avenuen tragen, sind geräuschvoll; die kürzeren Querstraßen sind still. Sie eignen sich daher vortrefflich zum Wohnen. Welch ein Kontrast, wenn man aus den Avenuen oder dem Broadway um die nächste Ecke biegt! Aus Lärm und Gedränge gelangt man unmittelbar in idyllische Ruhe und Menschenleere.

Der bedenklichste Mißstand, den andererseits die Insellage und die dadurch bedingte Unmöglichkeit, die natürlichen Grenzen zu erweitern, mit sich bringt, ist der Raummangel. Durch ihn wird der Preis des Grund und Bodens zu unerhörter Höhe emporgetrieben und die Armut noch enger als in den europäischen Großstädten zusammengepfercht. Eine nach unseren Maßstäben geräumige Wohnung können nur die Reichsten sich gönnen; die Einfamilienhäuser des wohlhabenden Mittelstandes sind meistens wie Puppenschachteln.

Nun ist ja das heutige Newyork keineswegs allein auf die Insel Manhattan angewiesen. Rings um sie herum, nur durch den Hudson oder den East River von ihr getrennt, legt sich ein Kranz von volkreichen Städten, die sämtlich keine selbständige Bedeutung, sondern nur

den Charakter von Vororten beanspruchen können. Die größte unter ihnen, Brooklyn, wurde sogar schon vor Jahren eingemeindet und hält mit ihren einundzweidrittel Millionen Einwohnern der Bevölkerungszahl von Manhattan nahezu die Wage. Bedenkt man, daß die alte Brooklynbrücke noch immer den ganzen Austausch zwischen beiden Millionenstädten fast allein zu tragen hat, so kann man sich einen ungefähren Begriff machen von dem neuweltlichen Verkehrsschauspiel, das auf diesem berühmten, vorbildlich gewordenen Wunderwerk eines deutschen Ingenieurs sich abrollt. Aber der Verkehr ist einseitig. Die Brooklyner strömen in gewaltigen Massen nach Newyork und von dort zurück; von den Newyorkern aber verlieren sich nicht viele nach Brooklyn, jedenfalls keiner, der dort nichts zu tun hat. Sie betrachten sich als die bessere Hälfte und hüten eifersüchtig ihren Vorrang, so daß sie es weder begreifen noch verzeihen würden, wenn man die Schwesterstädte schlechtweg miteinander identifizieren wollte. Ich glaube beinahe, man wird leichter einen Newyorker finden, der in Berlin oder London, in Paris oder Rom, als einen, der in Brooklyn sich auskennt. Erkundigt man sich bei ihnen nach irgend einer dort belegenen Lokalität, so sehen sie einen an, als hätte man sie gefragt: „Wo geht der nächste Weg nach dem Nordpol?"

Ob Newyork den Namen einer schönen Stadt verdient? Meines Erachtens ja. Selbstverständlich fehlt ihm die einheitliche Schönheit jener Kulturzentren der Alten Welt, an deren Wiege schon das Kunstgewissen eines ästhetisch gestimmten Volkes Gevatter stand, fehlt ihm der historische Reiz einer tausendjährigen Vergangen-

heit, die in dauernden Schöpfungen fortlebt und vor dem Straßenwanderer einen Bilderatlas verschiedenster Epochen ausbreitet. Selbstverständlich fehlt ihm nicht die düstere Schattenseite aller modernen Großstädte: Gegenden, wo das Auge die Häßlichkeit des Anblicks leichter ertragen kann, als das Herz den Schauder über die Lebensbedingungen der dort hausenden Menschen. Aber selbst dem Bewohner der schmutzigsten und armseligsten Viertel schenkt die weite Wasserfläche, deren Rand er in wenigen Minuten erreichen kann, zum mindesten ein freies Stück Natur und einen frischen Lufthauch. Zahlreiche ausgedehnte Plätze, freundlich bepflanzt und überall mit bequemen Ruhebänken versehen, unterbrechen die Starrheit der endlosen Straßenzüge. Sogar die dicht zusammengedrängte Geschäftsstadt gönnt an der Südspitze der Insel einer allerliebsten kleinen Parkanlage Raum, wo man wandelnd oder sitzend den Blick über den ganzen Hafen mit seinem immer regen Leben, mit den ein- und ausfahrenden Ozeandampfern hinschweifen lassen kann.

Die Krone gebührt jedoch dem Zentralpark. Er macht seinem Namen Ehre. Diese großherzige Raumverschwendung hat der Raummangel nicht verhindert. Fast inmitten des Weichbildes plötzlich keine Häuserquadrate mehr, sondern, von ihnen nur in ehrerbietiger Entfernung umstellt, ein ausgebreiteter grüner Bezirk, der den Vergleich mit keinem der großen öffentlichen Gärten Europas zu scheuen braucht. Von der Stadt so völlig ringsum eingeschlossen und ihr so nahe zur Hand wie der Berliner Tiergarten, übertrifft er diesen durch die natürlichen landschaftlichen Vorzüge seines unebenen Terrains, vor allem die prächtigen Felsgruppen,

und durch die unkorrigierte Urwüchsigkeit einzelner seiner Partien. Besucht man ihn an einem schönen Frühlingstag, so mahnt die Heiterkeit des Lichts, das freie muntere Volksleben, das in allen seinen Teilen pulsiert, die Menge der Reiter und Reiterinnen, die Fülle der schmucken Equipagen und Automobile und die Eleganz und Schönheit ihrer Insassinnen, das dichte Spalier sitzender Zuschauer und das ungehemmte Treiben spielender Kinder an das Bois de Boulogne.

Und dazu kommt nun noch der neu angelegte Riverside Park, die wundervolle, weit sich hinstreckende Promenade am Ufer des Hudson, zu der das innere Auge schon den Kai von Neapel herbeibeschwören muß, um ihr einen europäischen Stadtspaziergang mit ebenbürtigen Ausblicken an die Seite zu stellen. Hier ahnt der mächtige Strom noch nichts von dem drangvollen Hafengetriebe, das ihn weiter unterhalb erwartet; hier bietet er mit den jenseitigen, villengezierten Hügeln ein Bild des Friedens. Man muß sich vergegenwärtigen, wie dicht bei dem Mittelpunkt der lärmenden, schwirrenden Metropole man sich befindet, um den ganzen Zauber dieser großen und stillen Landschaft auszuschöpfen.

Und dann die unvergleichliche Umgebung! In einem nahen Kreis hat die Natur hier freigebig ihre besten Erfindungen zusammengerückt: Wald und Strom, Gebirg und Meer. Eine kurze Fahrt ermöglicht es dem überbürdeten Großstädter, auch wenn er nur über wenige Mußestunden verfügt, je nach Neigung und Belieben am Strande der See oder in anmutiger Hügellandschaft oder am bergüberragten Gestade des Hudson tiefen Atem zu holen. Das Steinlabyrinth liegt kaum

hinter ihm, und schon umspinnt ihn die Poesie abgeschiedener Ländlichkeit oder gar die Märchenstimmung unberührter Wildnis.

Die architektonischen Schönheiten Newyorks können sich zwar mit den natürlichen nicht messen, zumal eine von Europa unabhängige Kunst hier, wie überall in Amerika, erst im Werden begriffen ist. Dennoch fallen sie ins Gewicht. Den Querstraßen freilich verleiht die Vorherrschaft der gänzlich schmucklosen, schmalschulterig aneinander gepreßten Wohnhäuser ein recht einförmiges Gepräge. Fast scheint es, als wären sie alle nach ein und demselben Modell erbaut und suchten, wenigstens nach außen hin, jede kleinste Abweichung von der einmal feststehenden Schablone zu vermeiden. Eine von diesen Straßen sieht genau wie die andere aus; man kann sie nur nach ihrer Nummer, nicht nach ihrer Individualität unterscheiden. Charakteristisch sind nur die durchgängig vom Bürgersteig bis zum Hochparterre hinanführenden, mit Geländern versehenen Freitreppen, die in der Perspektive rechts und links vom Fahrdamm die ganze Straßenflucht entlang zwei schiefe Ebenen erzeugen. In den Längsstraßen, den Avenuen, dagegen hält sich der Individualismus schadlos. Da wird schon durch die bizarren Höhenunterschiede der Häuser von einem bis zu fünfundzwanzig Stockwerken und nicht minder durch die vollkommene Willkür der Bauart eine Buntscheckigkeit hervorgebracht, der oft nur unruhige und zappelige, oft aber auch malerische Veduten entspringen. Wird hier die ästhetische Wirkung mehr dem Zufall verdankt, so hat bei der Anlage der berühmten fünften Avenue sichtlich von vornherein die Absicht ge-

waltet, eine repräsentative Prachtstraße zu schaffen. Ihr vornehmster Teil vereinigt eine Anzahl von öffentlichen und privaten Bauwerken, die jeder Weltstadt zur Zierde gereichen müßten. Vor allem die noch unvollendete Bibliothek in antikem und die Kathedrale in gotischem Stil, die monumentalen Klubgebäude und die Paläste der oberen Vierhundert. Kurz bevor sie den Zentralpark erreicht, wird — scheinbar — durch zwei einander gegenüberliegende, himmelanragende Hotelbauten ein fast romantisch wirkender Engpaß gebildet: die breite Straße verschmälert sich nicht; aber die Turmhöhe der Gebäude bringt die optische Täuschung der plötzlichen Einschnürung hervor.

Das traditionelle Entsetzen, mit dem der Europäer von diesen „Wolkenkratzern" spricht, kann ich, wie schon bemerkt, nicht teilen. Weder im allgemeinen, noch im besonderen. Zunächst im allgemeinen gesprochen — hier ist auf amerikanischem Boden eine neue Form entstanden, die das Prinzip des Hauses und des Turmes kombiniert. Was läßt sich dagegen einwenden, als daß jede neue Form auch ein neues Auge verlangt? Zeigt uns die Kunstgeschichte nicht an hundert Beispielen, daß die Schönheit von morgen immer zuerst als Sakrilegium empfunden wird, bevor sie gegen die Schönheit von gestern sich durchgesetzt hat? Und welche Form verbürgt an sich Schönheit? Kommt es nicht in jedem einzelnen Fall auf ihre Behandlung an, auf den Geist, der sie durchdringt? Sind alle unsere Häuser, sind alle unsere Türme schön?

Und nun im besonderen gesprochen — die Form des „Wolkenkratzers" entsprang, wie so manche andere, dem

Bedürfnis, und wo dieses noch in seiner Nacktheit und Roheit vorgewaltet hat, wie in den ältesten dieser Bauten, da entstanden Abscheulichkeiten. Immer mehr aber hat man diese Form künstlerisch meistern gelernt, immer mehr die ihr innewohnenden Gesetze erkannt und mit den ewigen Regeln der Proportion in Einklang gebracht. Noch wird der neue Stil, der sich daraus ergeben muß, mehr gesucht, als beherrscht; daß aber in einzelnen Werken bereits Leistungen vorliegen, die seiner Vollendung sehr nahe kommen, wie will man das verkennen? Den ersten Schönheitspreis verdient nach meiner Meinung das kühnste und groteskeste von allen. „Bügeleisen" (Flat-iron) hat der Volksmund es getauft, weil es den beängstigend spitzen Winkel am Schneidepunkt des Broadway und der fünften Avenue ausfüllt; aber es gleicht eher einem aufgerichteten Rasiermesser. Denn von der vorderen Schmalseite gesehen, schärft sich das fast hundert Meter hohe Gebäude zu einer einfenstrigen Front, von der man nicht begreift, wie sie dem Wind gegenüber ihre Balance aufrechterhält. Und doch, je öfter man sich diesem Virtuosenstück von verschiedenen Seiten nähert, desto mehr wird das Auge befriedigt, ja gelabt durch das vollkommene Ebenmaß, zu dem sich die Gedrungenheit und die Leichtigkeit des Aufbaues vereinen.

In der Oberstadt treten die Wolkenkratzer bis jetzt nur vereinzelt auf; in Down Town, massenweise zusammengedrängt, bestimmen sie den Eindruck ganz und gar. Sie machen das Geschäftsviertel von Newyork, den ausschließlichen Sitz des Handels, zu einer Welt für sich; auch in den Vereinigten Staaten ist es einzig

in seiner Art. Man könnte glauben, Riesen hätten hier eine Stadt für Riesen erbaut, und wenn man auf dem unteren Broadway zwischen diesen Ungetümen hinwandelt, so vermag man sich unschwer in die Illusion zu versetzen, als befände man sich in einer tiefen Gebirgsschlucht, nur daß die senkrecht zu schwindelerregender Höhe ansteigenden Felswände Fenster haben und Türen und in ihrem hohlen Innern elektrische Aufzüge, die blitzschnell zu ihrem Gipfel führen. Von letzteren sind oft mehr als ein Dutzend nebeneinander in ununterbrochener Tätigkeit, so daß man sie ohne Übertreibung einem vertikalen Eisenbahnsystem vergleichen kann. Da gibt es Bummelzüge, die in jedem Stockwerk halten, beschleunigte Züge, die jedesmal mehrere Stationen überschlagen, und Expreßzüge, die in einer Viertelminute vom Parterre bis zum Dach hinauffliegen. Als ich gleich am Tage nach meiner Ankunft einen solchen Höhenflug unternahm, um in einem den dreiundzwanzigsten Stock einnehmenden Restaurant zu frühstücken, während durchs Fenster die Stadt und ihre Umgebung wie auf einer Landkarte zu überblicken war, da glich mein Gefühl der angenehmen Schwindligkeit eines Emporkömmlings.

Darf auch vollendete Zweckmäßigkeit schön genannt werden, dann muß ich unter den Schönheiten Newyorks noch den „Subway“, die erst vor Jahresfrist eröffnete elektrische Untergrundbahn rühmen. In den festen Felsboden gehauen, auf dem die Stadt fußt, führt sie viergeleisig von der Südspitze bis zum Nordende. Zwei Geleise dienen dem gewöhnlichen und zwei dem Schnellverkehr. Die Raschheit und Geräuschlosigkeit des Be-

triebes, die hübsche Ausstattung der Wagen mit ihren reinlichen Rohrsitzen, die blitzsauberen, geräumigen und praktisch angelegten Stationen — das alles ist uneingeschränkten Lobes wert. Dem daheim überall so scharf kontrollierten Europäer fällt es überdies noch wohltuend auf, daß man ihm hier (ebenso wie auf der Hochbahn) den größten Teil der gewohnten Formalitäten erspart. Er hat nichts weiter zu tun, als am Schalter seinen Obolus zu entrichten (Einheitspreis fünf Cents) und das Billett am Eingang zum Bahnsteig vor den Augen des Beamten in einen Glaskasten zu werfen. Dann darf er fahren, wohin und soweit er will; er darf umsteigen, so oft er Lust hat, aus einem gewöhnlichen Zug in einen Expreßzug und umgekehrt; er wird von niemand mehr, weder im Lauf der Fahrt, noch am Ausgang, behelligt.

Selbst dieses Gigantenwerk wird bald von einem neuen in den Schatten gestellt sein: von der Untertunnelung des Hudson, die bereits ihrer Fertigstellung entgegengeht. Binnen kurzem wird der Reisende, der die wichtigsten nach dem Westen und Süden führenden Linien benützen will, nicht mehr wie bisher im Fährboot schräg über den Hafen nach Jersey City übergesetzt werden müssen, sondern von dem künftigen, mitten in der Stadt gelegenen Empfangsgebäude der Pennsylvaniabahn aus unter dem Strom hindurchfahren.

Newyork ist aber auch eine Abendschönheit. Wie eine Frau im Schmuck ihres funkelnden Geschmeides, so erstrahlt die Stadt, sobald es dunkelt, im Glanz einer Lichtflut, wie sie in unseren Großstädten nicht einmal bei festlichen Illuminationen aufgeboten wird. Das Schauspiel, das der Berliner an Kaisers Geburtstag bestaunt,

genießt der Newyorker Abend für Abend. Alle Häuserfassaden der Hauptstraßen sind völlig übersät mit leuchtenden Reklamen; tausende und aber tausende von Glühlampen wandeln die Nacht zum blendenden Tag.

Daß in Newyork fieberhaft gearbeitet wird, weiß jedermann; aber nicht jedermann weiß, daß diese Stadt der Arbeit auch eine Stadt der Bildung ist. Ihre Kunstsammlungen und Museen, ihre Bibliotheken und Unterrichtsanstalten sind mustergültig; in der Columbia-Universität besitzt sie eine der bedeutendsten Hochschulen des Landes, die einzige, die neuerdings dem berühmten Harvard den althergebrachten Vorrang streitig macht. Sie ist, wie jede Weltstadt, ein Sammelpunkt geistig hochstrebender Menschen, und das überwältigende Phänomen ihrer Lebensfülle reizt ebenso zu nimmermüder Tatkraft wie zu stillem Nachdenken. Sie hat Platz für jede Art und Richtung der Persönlichkeit, und nur zwei Menschensorten kommen hier weniger auf ihre Rechnung als in den Hauptstädten Europas: die Müßiggänger und die Schlafmützen.

Wer viel herumkommt, der wird von manchen Städten trotz allen Anregungen, die sie ihm gewähren, und trotz aller Bewunderung, die sie ihm abnötigen, das Gefühl mitnehmen, daß er es nicht lang dort aushalten könne; bei anderen, weniger zahlreichen, wird es ihm leicht scheinen, sich darin zum Dauernden zu gewöhnen. Das heutige Newyork gehört zu den letzteren; nicht gleich am Tage der Ankunft, aber sicher am Tage der Abreise sagt man sich: Hier könntest du leben.

Die Städte

Wer nur Newyork gesehen hat, der kennt zwar die größte Stadt Amerikas, aber keineswegs die amerikanischste. Wollte er die dort gesammelten Eindrücke als typische betrachten, so würde er zu ganz irrigen Folgerungen gelangen. Als Emporium des Verkehrs mit Europa und als fast ausschließliches Ziel der Einwanderung, von der ein ansehnlicher Prozentsatz dort haften bleibt, war Newyork natürlich von jeher internationalen Einflüssen am stärksten ausgesetzt und trägt deshalb ein Doppelantlitz, dessen eine Seite landeinwärts, die andere dagegen über den Ozean blickt. Man kann sogar Amerikaner sagen hören, es sei im Grunde genommen eine europäische Stadt; jedenfalls sind die Städte des Binnenlandes kaum weniger von ihm verschieden als die Städte unseres alten Kontinents.

Von den nach Newyork größten zwanzig Städten der Union habe ich dreizehn besucht; das heißt so gut wie alle bedeutenderen Zentren des Ostens und des mittleren Westens. Der Süden stand von vornherein nicht auf meinem Programm, und eine nachträgliche Einladung nach Kalifornien mußte ich wegen Zeitmangels ablehnen. Wäre ich ihr gefolgt, so hätte ich voraussichtlich in San Francisco gerade am Tage der großen

Erdbebenkatastrophe geweilt, der ich somit unbewußt entging.

Trotz dieser Beschränkung hatte meine Rundreise immerhin einen recht stattlichen Umfang. Denn die von mir zurückgelegten Eisenbahnstrecken ergaben die hübsche Gesamtlänge von mehr als 10000 Kilometern, also von mehr als einem Viertel der Erdperipherie.

Öfters habe ich von Einheimischen die selbstironische Äußerung gehört, wer eine der amerikanischen Großstädte kenne, der kenne sie alle. Das scheint mir übertrieben; die Wesenszüge aber, die ihnen im Vergleich zu Europa eigentümlich sind, sind ihnen jedenfalls gemeinsam. Sie lassen sich voneinander leichter durch ihre Lage, als durch ihre Anlage unterscheiden, und nimmt man noch Washington und Boston aus, die beide eine scharfgeprägte individuelle Physiognomie tragen, so wird man einen durchgängigen Typus feststellen dürfen.

Was zunächst auffallen muß, das ist ihre ungeheuerliche Ausdehnung. Die amerikanische Stadt bedeckt ausnahmslos den fünf- bis achtfachen Flächenraum der europäischen von entsprechender Einwohnerzahl. Nicht ohne Gruseln überzeugt man sich, daß Berlin ein Areal von 63 Quadratkilometern, Philadelphia mit seiner um zwei drittel Millionen geringeren Bevölkerungsziffer ein solches von 335, Chicago mit seiner nur annähernd der Berliner gleichkommenden eines von 495 Quadratkilometern einnimmt; daß die Front Chicagos am Michigansee 35 Kilometer lang ist, während die Entfernung von Berlin bis Potsdam nur deren 26 beträgt, und daß dieser Front kerzengerade Straßenfluchten entsprechen, zu deren Durchschreitung also ein rüstiger Fußgänger

reichlich sieben Stunden brauchen würde. Und wenn das nämliche Verhältnis überall wiederkehrt; wenn beispielsweise St. Louis mit seinen 600000 Einwohnern sich am Mississippi 32 Kilometer, oder Cincinnati mit seinen nur 350000 sich am Ohio 22 Kilometer weit hinstreckt, so steht man zweifellos vor einer höchst verblüffenden Erscheinung.

Fragt man die Amerikaner nach deren Ursache, so antworten sie stolz: „Wir haben Platz." Aber der allgemeine Raumüberfluß, der schon an und für sich zur speziellen Raumnot Newyorks in Gegensatz tritt, kann doch nicht die einzige Erklärung für den Ursprung einer Weitläufigkeit sein, die so unbequeme Folgen mit sich bringt. Denn Geschäftsstadt und Wohnstadt sind überall völlig gesondert; jedermann kommt seiner Berufstätigkeit weitab von seiner Behausung nach; sogar der Arzt hat für die Sprechstunde sein Bureau im Geschäftsviertel. Ohne eine tägliche Hin- und Rückreise von je einer Stunde geht es demnach bei Benützung der raschesten Beförderungsart selbst in den Mittelstädten selten ab. Die Sache wird noch wunderlicher, wenn man bemerkt, daß in den zentralen Teilen nirgends die raumsparenden Wolkenkratzer fehlen, daß die Geschäftsstadt überall sich eng zusammenschiebt. Es sind die pekuniären Rücksichten, die hier dieselbe Wirkung gezeitigt haben, wie bei unseren mittelalterlichen Stadtkernen die strategischen. Hält die Spekulation auch gern Bauplätze in bester Lage zurück, und werden infolgedessen die dichten Häuserreihen der bevorzugtesten Straßen mitunter durch ein wüstes Stück Feld unterbrochen, so wird dadurch allein das Rätsel noch nicht gelöst.

Die Lösung liegt in dem besonderen Charakter der Wohnstadt. Jedermann, vom Millionär bis zum Arbeiter, hat sein Haus für sich; denn Kaufpreis oder Miete sind außerordentlich viel billiger als bei uns. Natürlich variieren sie beträchtlich, je nach der Lage. Aber für eine Summe, für die man bei uns kaum eine bescheidene Mietwohnung im dritten Stock bekommt, kann man dort bereits unter seinem eigenen Dache leben. Diese zahllosen Einzelhäuser sind überdies nicht, wie in Newyork, aneinandergeklebt, sondern sie stehen nach allen Seiten frei und werden in der Regel noch durch einen geräumigen Rasenplatz, seltener durch einen eingezäunten Garten, von der Straße getrennt. So wohnt hier durchschnittlich eine einzige Familie auf einem Raume, auf dem in unseren Mietskasernenstraßen mindestens zehn Familien wohnen.

Ganz neuerdings freilich kommt das Miethaus, das noch vor kurzer Zeit eine kaum gekannte Einrichtung war, mehr und mehr in Aufnahme. Dazu treibt aber nicht etwa, wie bei uns, die Teuerung des Grund und Bodens, sondern — die Dienstbotennot. Nicht den Raum, sondern die für den Mittelstand immer unerschwinglicher werdenden Hausgeister will man ersparen. Darum erfreut sich eine merkwürdige Übergangsform von Miethaus und Hotel steigender Beliebtheit. In diesen oft recht vielstöckigen Gebäuden hat zwar jede Familie ihre halbe oder ganze Etage für sich; aber der Haushalt wird gemeinsam geführt. Im Erdgeschoß befinden sich, eigens zur Benützung der Parteien, Gesellschaftsräume und namentlich ein Restaurant, das die Verköstigung sämtlicher Mieter übernimmt. So können

sie nach Belieben entweder unten speisen oder sich die Mahlzeiten in ihrer Wohnung servieren lassen. Das Familienleben wird dadurch allerdings um die Poesie des eigenen Herdes beraubt, aber auch um den offenen oder versteckten Krieg zwischen der Hausfrau und der Köchin, der in der deutschen Häuslichkeit eine so bedeutsame Rolle spielt.

Die Wohnstadt hat beinahe überall einen schmucken und freundlichen Charakter. Endlose Straßenzüge, in denen es an schattigen Bäumen oder gut gepflegten Rasenplätzen nirgends fehlt; unter den von Grün umgebenen Häusern in den vornehmeren Gegenden viele prächtige Villen; fast durchweg eine geräumige Veranda, die von der Straße aus zugänglich ist. Vielfach begegnet man Holzbauten; in den bescheideneren Vierteln und besonders in den Kleinstädten überwiegen sie noch immer und verschulden es, daß die Feuersbrünste leicht eine so verheerende Ausbreitung gewinnen.

Wird das Auge in der Wohnstadt meistens erfreut, so wird es in der Geschäftsstadt umso öfter beleidigt. In den breiten, stattlichen, schnurgeraden Hauptadern des Verkehrs erreicht die vollkommene Willkür der Bauart, die schon in Newyork nicht immer anmutet, einen störenden Grad. Hübsche oder monumentale Gebäude, an denen es nicht mangelt, können häufig gar nicht zur Geltung kommen, weil die Umgebung sie erdrückt oder in schreiendem Mißverhältnis zu ihnen steht; so zum Beispiel, wenn, wie in Pittsburg, die zierlichen Spitztürme einer gotischen Kirche von einem unmittelbar dahinter sich erhebenden massigen Wolkenkratzer weit überragt werden. Auch die rohen, hölzernen Telephonstangen

verunzieren in vielen Städten das Straßenbild. Am schlimmsten aber wird es beeinträchtigt durch den unglaublichen Ruß, den die im Westen beinahe allerorten gebrannte Weichkohle erzeugt. Wer Leipzig und Dresden kennt, wo die sächsische Braunkohle ähnlichen Unfug stiftet, der kann sich doch erst einen schwachen Begriff machen, wie dieser Ruß hier die Häuserfronten mit einer dicken Kruste überzieht, alles schwärzend, alles verdüsternd. Schade um das edle Material, das bei öffentlichen Bauten mit Vorliebe verwendet wird! Der weiße Marmor nimmt in kurzer Zeit dieselbe Trauerfarbe an wie der Verputz. In den Industriestädten, wo dieser schwarze Puder gleichzeitig von zahllosen Schloten in die Luft gepafft wird, macht er sogar die Atmosphäre undurchsichtig. Über Pittsburg lagert an Wochentagen eine stetige Halbnacht. Will man dort eine Ahnung bekommen, wie die Stadt liegt — und sie liegt sehr malerisch an zwei, zum Ohio sich vereinigenden Flüssen, in einem weiten, von ansehnlichen Höhenzügen umrahmten Talkessel —, dann muß man auf den Sonntag warten.

An nichts gewahrt man deutlicher, daß bei der Entstehung aller dieser Städte ästhetische Gesichtspunkte noch nicht einmal geahnt wurden, als daran, daß man die natürlichen Vorzüge ihrer Lage ausschließlich der Nützlichkeit, nicht aber der Schönheit dienstbar gemacht hat. Wenn die Straßenanlage der Innenstadt fast nirgends einen leitenden Gedanken, einen zielbewußten Plan verrät, so läßt sich das noch am ehesten begreifen. Denn diesen Städten wuchs ihre eigene Entwicklung über den Kopf; sie wurden groß, ohne es zu merken; von allen Seiten schossen ihnen wie bei einer Kristallisation die

Straßenzüge an, bevor ein systematisch ordnender Geist diesen die Richtung weisen konnte. Schwerer verständlich ist es jedoch, daß man selbst da, wo man lediglich der Natur ihr Recht zu lassen brauchte, um reizvolle Bilder zu schaffen, statt dessen dieses Recht schonungslos verkümmerte. Ich meine damit hauptsächlich den abstoßenden Zustand, in dem zumeist die Wasserseite sich präsentiert. Die Städte liegen beinahe sämtlich an einem breiten Strom oder an einem der großen Seen. Aber wer nun erwartet, eine stolze, mit Prachtbauten gezierte Uferstraße in den Fluten sich spiegeln zu sehen oder den Blick über das feuchte Element von einer hübschen Promenade aus genießen zu können, der wird in der Mehrzahl der Fälle gründlich enttäuscht. Gerade vom Fluß oder See aus betrachtet erscheinen die Städte am häßlichsten; gerade dort sind ihre dürftigsten Quartiere den besseren Stadtteilen vorgelagert. Manchmal fehlt ein Kai überhaupt; altes Häusergerümpel, Fabriken, Speicher treten dicht an das Wasser heran und versperren jede Aussicht. Es gehört schon zu den Ausnahmen, wenn, wie in Chicago oder in Milwaukee oder in Buffalo, an einzelnen Stellen der Seekante öffentlichen Gärten Raum gegönnt ist, die einen Uferspaziergang gestatten. Die schönste Straße Chicagos, die Michigan-Avenue, eine Art von vergrößerter Ausgabe des Hamburger Jungfernstiegs, ist zwar gegen den See hin offen, wird aber von ihm durch einen breiten, häßlichen Bahnkörper, auf dessen unzähligen Geleisen fortwährend qualmende Züge hin und her rollen, getrennt.

So liegen die Dinge gegenwärtig; aber so wird es nicht bleiben. Wie man bei der Michigan-Avenue be-

reits Hand anlegt, um dem See durch Eindämmung und Aufschüttung einen neuen Uferpark abzuringen und die entstellende Bahnlinie zu beseitigen, so regt sich auch in den anderen Städten das Bestreben nach künstlerischer Verschönerung. Die Utilität hat nicht mehr das erste und letzte Wort zu sprechen; die ästhetischen Rücksichten beginnen ihr die Herrschaft streitig zu machen. Diese Bewegung steht allerdings erst in den Anfängen; aber da sie durch den allgemeinen Aufschwung des Geschmacks hervorgerufen und begünstigt wird, so darf man ihr einen raschen Sieg verheißen. Während man in unseren alten Städten dem Nützlichkeitsprinzip neuerdings mit zunehmender Skrupellosigkeit die Augenweide vieler Geschlechter zum Opfer bringt und den Stil historischer Straßen und Plätze durch marktschreierische Geschäftshäuser verschandelt, scheinen die amerikanischen Städte den umgekehrten Weg einschlagen zu wollen.

In einer Hinsicht freilich haben sie schon von vornherein das Schönheitsbedürfnis befriedigt. Sie alle besitzen innerhalb ihres Weichbildes oder dicht an dessen Grenzen weit ausgedehnte, herrlich gepflegte Parks. Die amerikanische Landschaftsgärtnerei, wohl aus dem englischen Mutterland überliefert, stand bereits auf hoher Stufe, als die Architektur noch in den Windeln lag. Im erfreulichsten Gegensatz zu dieser hat sie jeden von der Natur gebotenen Vorteil zu nützen und hervorzuheben verstanden. Mit besonderem und berechtigtem Stolze zeigt man daher dem Fremden diese großartigen Anlagen, in denen man einzelne Teile absichtlich im Urwaldzustand gelassen, andere zu freien Tummelplätzen der sportfrohen Jugend umgeschaffen, andere wieder

durch Teiche belebt, durch anmutig gewundene Hügelwege und kunstgärtnerischen Schmuck zivilisiert hat. Meist gibt es da auch einen kleinen, jedermann zugänglichen zoologischen Garten oder ein ebenfalls offenstehendes Warmhaus voll exotischer Pflanzen. Und dicht an dem Wanderer vorbei huschen und hüpfen fast ohne Scheu die jeden grünen Fleck der Vereinigten Staaten bevölkernden grauen Eichhörnchen, die ein ähnliches Privilegium der Unantastbarkeit zu genießen scheinen, wie die Tauben von San Marco. Die Schwesterstädte Davenport und Rock Island haben ihren Park auf einer lieblichen Insel mitten im Mississippi, und der wundervolle Park von Detroit bedeckt ebenso die ganze reizende Belle Isle in dem breiten Strom, der den Staat Michigan von Kanada scheidet. Hinwieder der Eden-Park in Cincinnati zeichnet sich durch seine freie Hügellage aus, die nicht nur innerhalb seines Bezirkes Bilder von überraschender Abwechslung erschließt, sondern auch prächtige Ausblicke auf die tiefer liegende Stadt und das Ohiotal ermöglicht. Den landschaftlichen Reizen des großen Forest-Parks in St. Louis dankte bekanntlich die dortige Weltausstellung einen nicht unwesentlichen Anziehungspunkt.

Nur eines läßt in den Parks hie und da zu wünschen: die Wege, namentlich die Fahrstraßen befinden sich oft in recht fragwürdiger Verfassung. Nach Regen oder Tauwetter fällt es einem dann bedeutend leichter, in ihrem Morast stecken zu bleiben, als ihn zu durchwaten. Aber sie dürfen es als mildernden Umstand für sich geltend machen, daß sie damit nur einer allgemeinen Kalamität sich anschließen. Wo in den westlichen Städten die Straßenpflasterung aufhört, da beginnt zumeist das

Reich unergründlichen Schlammes. Und nun gar die kleineren Orte! Und nun gar die Landstraßen! Auch wer unerschrocken durch dick und dünn zu gehen liebt, kommt da nicht mehr durch. Die Fuhrwerke versinken weich und geräuschlos in dem trügerischen Grunde, und es bleibt das ewige Geheimnis der armen Pferde, wie sie es fertig bringen, sie wieder herauszuziehen.

Wenn man den Amerikanern das vorhält, so sagen sie: Ihr habt leicht reden! Euer Straßenbau ist auch nicht von heut auf morgen entstanden. In euren kleinen Ländern herrscht die Kultur seit Jahrtausenden; wie hätten wir auf unserem ungeheuren Terrain euren Vorsprung in den wenigen Jahrzehnten einholen sollen, die seit der ersten Ansiedlung verflossen sind? Schon recht! Aber da sie diese Entschuldigung auf anderen Gebieten nicht anwenden und nicht anzuwenden nötig haben, so kommt sie einem nicht ganz schlagend vor.

Städtische Straßenpflasterung und Straßenreinigung beanspruchen jedenfalls nicht die Arbeit so langer Zeiträume, um auf eine gleichmäßige Höhe gebracht zu werden. Dennoch haben amerikanische Stadtverwaltungen auch hierin von den unsrigen noch einiges zu lernen. Das Asphaltpflaster leidet selbst in den großstädtischen Hauptstraßen manchmal an bedenklicher Verwahrlosung; den tiefen Löchern, die seine Einförmigkeit mit allzu reicher Abwechslung unterbrechen, müssen die Wagenlenker mit unheimlicher Geschicklichkeit ausweichen, wenn nicht die Eingeweide ihrer Fahrgäste in Unordnung geraten sollen. Zu den Eigentümlichkeiten Chicagos gehören Bürgersteige, die etwa einen halben Meter hoch über dem Niveau des Fahrdamms liegen, so daß, wer

die Straße kreuzen will, nur durch einen kühnen Sprung von ihnen herab- und auf der anderen Seite nur durch eine nicht minder kühne Kraxelei zu ihnen hinaufgelangen kann. Die Ansässigen behaupten, man habe eine solche Kreuzung nur an den Straßenecken nötig, und scheuen einen Umweg nicht, um dieses Prinzip durchzuführen. Wenn jemand schräg über den Fahrdamm geht, so nennen sie das ein Dutch crossing (Dutch in gutmütig spöttischem Sinn für Deutsch). Sie, die praktischen Amerikaner, halten es für lächerlich unpraktisch, wenn jemand nach der unanfechtbaren mathematischen Einsicht verfährt, daß die Hypotenuse kürzer ist als die beiden Katheten. Eine noch viel peinlichere Eigentümlichkeit von Chicago ist die Abwesenheit von Straßenschildern in dem weitaus größten Teil der Stadt. Nur in den Wohnvierteln sind die Namen der Straßen an den haushohen Laternen angebracht, aber so weit oben und in so winziger Schrift, daß man sie nicht entziffern kann. Man stelle sich vor, welche überirdische Divinationsgabe damit nicht nur dem Fremden, sondern auch dem Einheimischen zugemutet wird, der doch unmöglich in allen Gegenden der 495 Quadratkilometer genau Bescheid wissen kann. Wie soll er sonst in einem unbekannten Quartier erraten, daß er just in der Straße angelangt ist, die er sucht? Wer ohne kundige Führung einen Gang unternimmt, dem bleibt, wenn er sich nicht mühsam durchfragen will, nichts übrig, als auf dem Plan den Ausgangspunkt und dann jede Schwenkung mit Fähnchen abzustecken; nur dann wird er auf den strategischen Erfolg der Erreichung seines Zieles rechnen dürfen.

Ein Loblied hingegen muß man der Straßenbeleuchtung singen. Da können nun wir wieder lernen. In den Geschäftsvierteln tragen, wie in Newyork, schon die Lichtreklamen wesentlich dazu bei, eine strahlende Helle zu verbreiten. Aber auch das Stadtregiment treibt mit der aufklärenden Elektrizität eine erfreuliche Verschwendung. In dem schmucken Detroit zum Beispiel werfen hohe schlanke Leuchttürme, durch ihre zierliche Eisenkonstruktion im kleinen an den Eiffelturm gemahnend, ihren Schein viele Straßen weit. In Columbus, der politischen Hauptstadt des Staates Ohio, wird dieser Effekt durch einen noch stärkeren übertrumpft. Als ich dort abends eintraf und aus dem hochgelegenen Bahnhof heraustrat, sah ich die von da aus sanft bergab gleitende Hauptstraße in einem feenhaften Lichtmeer mir zu Füßen liegen. Mächtige eiserne Rundbogen, die sich ungefähr alle hundert Schritt weit über den ganzen Fahrdamm wölbten, waren mit unzähligen Glühlampen besetzt und wirkten in der Perspektive wie ein zusammenhängender feuriger Laubengang. „Was ist denn heute hier los?" fragte ich meinen Gastfreund. „Nichts," antwortete er; „das ist unsere tägliche Straßenbeleuchtung."

Nicht ohne Vorteil scheint mir auch das System der Vorder- und Hinterstraßen, das hie und da in den Geschäftsvierteln durchgeführt ist. An der Hinterseite der Häuser zieht sich, parallel mit der breiten Straße vorn, eine schmälere entlang, die hauptsächlich dem Verkehr der Lastfuhrwerke, der Auf- und Abladung von Waren dient.

Zweierlei Erscheinungen, die dem europäischen

Straßenbild selten fehlen, sucht man im amerikanischen vergebens. Man sieht keine Bettler und kein Militär. Sowohl die Armut wie der Militarismus scheinen sich in den Vereinigten Staaten verschämt zu verbergen; denn daß sie beide auch dort zur Genüge vorhanden sind, steht ja außer Zweifel. Was den Militarismus betrifft, so bezeugt er seinen neuerlichen Aufschwung wenigstens dadurch, daß auf freien Plätzen oder vor öffentlichen Gebäuden fürchterliche Kanonen (meist im spanischen Krieg erbeutet) den harmlosen Wanderer angähnen. Durch ihre so augenfällige Aufpflanzung will das amerikanische Volk offenbar — nach europäischen Mustern — seine Friedensliebe demonstrieren.

So gibt es denn auch allerorten ein paar erzgegossene Generale hoch zu Roß; und jede Stadt hat ihr Soldatenmonument, zur Erinnerung an die im großen Bürgerkriege Gefallenen. Unter diesen Denkmälern sind einige von bemerkenswerter Schönheit (ganz besonders das imposante, von Bruno Schmitz entworfene, in Indianapolis); der Rest zählt zu jener patriotischen Kunst, bei welcher der Patriotismus als Zweck keineswegs die Mittel heiligt. Ja, man findet darunter solche haarsträubende Geschmacksverirrungen, daß sogar der Zweck verfehlt wird, da sie statt einer andächtigen Stimmung eine ironische erwecken.

Ebenso wie bei der Anlage der Städte darf man bei ihrer Ausschmückung hoffen, daß eine nahe Zukunft die Sünden des vergangenen Geschlechtes gutmachen wird. Anzeichen dafür und Ansätze dazu gewahrt man überall. Ob man schon heute — abgesehen von den „Wolkenkratzern" — von einem eigenen amerikanischen

Baustil reden kann, scheint mir fraglich. Die originelle Anwendung des Rundbogens in Verbindung mit burgartig gedrungenen Rustikafassaden geht doch im einzelnen auf bekannte Motive europäischer Kunst zurück. Aber auch wir zehren ja in dieser Hinsicht noch ausschließlich von der Vergangenheit und haben den modernen Baustil trotz allen mehr oder minder glücklichen Experimenten noch immer nicht entdeckt. Sicherlich wird in der Verwertung des überlieferten Formenschatzes in Amerika heutzutage kaum minder Bedeutendes geleistet, als bei uns. Neuere Monumentalbauten, wie das United States-Gebäude in Indianapolis oder die öffentliche Bibliothek in Chicago oder das Staatskapitol in St. Paul, das mich in der fast übertriebenen Pracht seines Materials und in der pompösen Weiträumigkeit seines Treppenhauses an das Wiener Burgtheater erinnerte, stehen ebenbürtig neben unseren besten modernen Architekturschöpfungen.

Das reichste Betätigungsfeld aber hat sich der offiziellen Baukunst naturgemäß in Washington geboten, ebenso wie der privaten in Boston. Auf diese beiden Städte will das allgemeine Schema nicht passen; denn sie sind — auch in ihrer äußeren Gestalt — die Aristokraten unter den amerikanischen Gemeinwesen. Schon der flüchtige Besucher erkennt, daß sie ihre Bedeutung nicht erst der jüngsten Zeit verdanken; sie allein umweht ein historischer Hauch.

Ist Newyork die internationalste Stadt Amerikas, so ist Boston die englischste. Aus den Ansiedlungen der Puritaner hervorgegangen, verleugnet sie auch heute noch nicht, weder in ihrem Wesen noch in ihrer Bauart, die

engeren Beziehungen zum Mutterlande. In dem gemütlichen Gewinkel ihrer ältesten Teile, in der gediegenen, hie und da etwas steifen Vornehmheit ihrer neueren Viertel prägt sich der gesunde Konservatismus eines gefesteten Bürgertums aus, das sich von dem schnelleren Tempo ringsum nicht aus seiner Reserve heraustreiben läßt. Von der kulturstolzen Kapitale Neuenglands, die sich selbst die „Nabe der Welt" nennt, sind bekanntlich alle höheren Bildungsbestrebungen des Landes ausgegangen, und wie ein sichtbares Symbol der Verschwisterung des Handelsgeistes mit dem Geiste der Wissenschaft und Literatur schließt sich an die Großstadt, nur durch den Strom von ihr getrennt, der stille Musensitz Cambridge mit der Harvard-Universität. Wie sich Boston dieser Nachbarschaft würdig zu erweisen sucht, zeigt sich am deutlichsten darin, daß unter seinen vielen schönen Gebäuden das schönste und kostbarste die öffentliche Bibliothek ist, das Vorbild aller späteren Bibliotheksbauten Amerikas. Man hat Boston nicht ganz unbegründeterweise mit Hamburg verglichen; aber der Vergleich würde erst zutreffen, wenn am anderen Ufer der Elbe Göttingen läge, und wenn in fast drei Jahrhunderten innigster Wechselbeziehung Göttingen von Hamburg den freien Weltmannsblick, Hamburg von Göttingen die geistige Vertiefung empfangen hätte. Wenn übrigens, wie man mir sagte, Boston im Begriffe steht, an der Backbai, einer Verbreiterung des Stromes, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der Alster besitzt, durch die Anlage einer imposanten neuen Uferstraße den anderen amerikanischen Städten mit gutem Beispiel voranzugehen, so wird es äußerlich noch mehr als jetzt an Hamburg erinnern.

Es gibt verschiedene Arten von Aristokratie. Ist Boston ein Patrizier, so ist Washington ein Grandseigneur. Es hat die Würde, die Feierlichkeit und auch ein wenig die Monotonie offizieller Repräsentation. Es ist die einzige Stadt der Union, die nicht aus sich selbst durch natürliche Entwicklung entstand, sondern zu einem vorgefaßten Zweck künstlich geschaffen wurde. Als man beschloß, an dieser Stelle die Bundeshauptstadt zu errichten, gab es hier noch nicht einmal eine Ansiedlung. Darum gleicht sie heute einigermaßen jenen europäischen Residenzen, die sich abseits von der Heerstraße um den Wohnort eines Fürsten herum gebildet haben. Mit exklusiver Zurückhaltung scheidet sich der politische Mittelpunkt von den wirtschaftlichen Mittelpunkten; ihm fehlt der autochthone Reichtum und der hastige Aufschwung; aber wie in einem Hauptquartier, das in sicherem Abstand von der Walstatt liegt, laufen hier alle Fäden zusammen. Diesem besonderen Charakter der Stadt entspricht ihr Anblick. Die breiten Avenuen sind verhältnismäßig still; um die monumentalen Bauten herum, in denen das Reich regiert wird, herrscht Gottesfriede. Das Kapitol am einen, das Weiße Haus, der herrschaftliche, aber nicht fürstliche Wohnsitz des Präsidenten, am anderen Ende der langen Hauptstraße erfreuen sich einer idyllischen Ruhe. An die vornehmen Villenviertel, wo die Minister, Diplomaten, hohen Beamten, Senatoren und Deputierten beisammen wohnen, grenzt fast unmittelbar schmucklose Dürftigkeit.

Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß an einzelnen Stellen der Stadt die Größe des Reiches, das sie nach innen und außen vertritt, einen würdigen und packenden

Ausdruck findet. Von wo man sich auch dem Kapitol nähert, man ist, auch wenn man es aus Abbildungen kennt, überrascht, wie wirksam der Gedanke einer modernen Akropolis in ihm Gestaltung gewonnen hat. Auch durch das Innere geht ein großer Zug, der umsomehr die teilweise erschreckende Minderwertigkeit des plastischen und malerischen Schmuckes bedauern läßt. Man sieht dort Statuen und Gemälde von so groteskem Dilettantismus, daß man es nur mit einer weitgehenden Pietät erklären kann, wenn sie nicht längst in die Rumpelkammer geworfen sind.

Außen und innen gleich vollendet erscheint mir dagegen die unweit vom Kapitol sich erhebende neue Kongreßbibliothek. In ihrem großen Lesesaal besitzt sie einen der herrlichsten Räume, die ich je gesehen. Durchweg in edelstem Material gehalten, die ganze Höhe des Gebäudes einnehmend, von der mächtigen Kuppel überwölbt, verkörpert er die Andacht vor dem Wissen mit kaum geringerer Eindringlichkeit, als italienische Dome die Glaubensandacht verkörpern.

Und vielleicht den stärksten Eindruck empfängt man von dem schlichten, nur durch seine gewaltigen Maße wirkenden Obelisk, der dem Andenken an den Vater des Vaterlandes geweiht ist, dem höchsten Steinbau der Welt. Nirgends an seiner Außenseite liest man den Namen Washington; aber wenn man, echt amerikanisch, mit einem Fahrstuhl zu seiner Spitze befördert worden ist und die ganze Hauptstadt mit dem lachenden Land ringsum wie um seinen Fuß geschmiegt sieht, dann fühlt man: Andacht hat auch dieses Werk geschaffen, Andacht vor menschlicher Größe.

Alles in allem — die amerikanischen Städte, auch Boston und Washington nicht ausgenommen, sind noch nicht fertig. Manches Fehlende muß in ihnen noch ergänzt, manches Störende noch beseitigt werden, ehe sie für das künstlerisch geschulte Auge mit den schönsten Städten Europas in Wettbewerb treten können. Aber sie stehen nach gärenden Jugendjahren an der Schwelle ihrer Großjährigkeit; sie rüsten sich, das Zeugnis der Reife zu erringen. Es ist, wie wenn ein junger Hüne allzu rasch aufschoß. Die Kleider, in denen er bisher gesteckt, sind ihm verwachsen; in den neuen weiß er sich noch nicht recht zu bewegen; oder sie sind überhaupt erst in Arbeit. Eine kurze Weile, und er wird sie zu tragen wissen.

Reisekultur

Mag der europäische Lehrmeister, sobald es an die ästhetische Lektion geht, sich noch immer mit berechtigter Überlegenheit in die Brust werfen, in der praktischen Ästhetik des Reisens ist ihm der transatlantische Schüler jedenfalls vorausgegangen. Amerikanische Eisenbahnen und amerikanische Hotels waren die Vorbilder, deren allmählicher Nachahmung unser altweltliches Nomadenleben einen beträchtlichen Teil seines heutigen Komforts verdankt. Hat auch unser Fortschritt auf dem von drüben her gewiesenen Wege den Abstand jetzt einigermaßen ausgeglichen, so besitzen die Amerikaner doch im großen und ganzen noch ein Recht zu der Behauptung, daß man bei ihnen besser reisen könne als bei uns.

Wenn europäische Besucher des Landes dem nicht durchweg beipflichten, ja, wenn man aus ihrem Munde oft mehr ärgerlichen Tadel als Anerkennung vernimmt, so muß man bedenken, daß auf diesem Gebiete gut und schlecht sehr relative Begriffe sind. Auf Reisen läßt der Mensch seiner Subjektivität williger die Zügel schießen als daheim und ist je nach Laune, Wetter, Gesellschaft den merkwürdigsten Suggestionen ausgesetzt. Dazu kommt die Verschiedenheit der Ansprüche; von den Bequemlich-

keiten, die er zu Hause hat, genügt unterwegs dem einen schon der dritte Teil, dem andern noch nicht die Verdreifachung. Dazu kommt vor allem die Macht der Gewohnheit; sie veranlaßt den Dutzendreisenden, als gut zu bezeichnen, was dem heimischen Brauch entspricht, und als schlecht, was ihm zuwiderläuft.

Mir scheint, wer vorurteilslos vergleicht, der wird die großen Vorzüge der amerikanischen Reisekultur nicht verkennen; er wird aber auch nicht in blindem Enthusiasmus ihre Unvollkommenheiten übersehen.

Was zunächst die Eisenbahn betrifft, so sind die besten Züge dort sicherlich besser als unsere besten. Der Luxus der Pullmanwagen ist ja oft genug beschrieben worden. Wer nachts im Schlafwagen sein abgeschlossenes Kompartiment (State Room), am Tage seinen bequemen Drehsessel im „Parlor Car“ hat, im trefflich eingerichteten Speisewagen seine Mahlzeiten, im Rauchwagen seinen Kaffee nimmt, an einem mit allem Zubehör versehenen Schreibtisch seine Korrespondenz erledigen kann, für sein Lesebedürfnis eine hübsche Auswahl von Zeitschriften und für sein Reinlichkeitsbedürfnis nicht nur eine vorzügliche Wascheinrichtung, sondern hie und da sogar ein Badezimmer vorfindet, der legt die weitesten Strecken mit einem häuslichen Behagen zurück, von dem sogar der Gast unserer internationalen Expreßzüge sich nichts träumen läßt. Zwar gibt es einzelne Linien, auf denen die Wagen sehr stark wackeln; auf den meisten jedoch gleiten sie ohne merkliche Erschütterung dahin. Doppelfenster wehren sowohl dem Ruß wie dem Frost. Nie fehlen dienstbare Geister (größtenteils sind es Schwarze), die auch nach kurzer Fahrt dem Reisenden Kleider und

Hut abzustauben beflissen sind. In den neueren Wagen trifft man ausgiebige elektrische Beleuchtung. Die Küche im „Dining Car“ läßt nichts zu wünschen; aus einer reichhaltigen Speisekarte kann man sich für einen Dollar so viel Gänge aussuchen, wie man will, sogar nach Belieben sich eine zweite Portion desselben Gerichtes servieren lassen. Nur außer der Zeit bekommt man seltsamerweise nichts, weder für Geld noch für gute Worte; nicht einmal eine Tasse Tee.

Schon weniger angenehm gestaltet sich die Nachtfahrt, wenn man das State Room besetzt findet (es gibt in jedem Wagen deren nur zwei) oder die bedeutenden Mehrkosten dafür nicht aufwenden will. Schlafwagen, die nach unserem System in abgeschlossene Coupés geteilt sind, fängt man jetzt erst an zu bauen. Der Einrichtung des gewöhnlichen amerikanischen „Sleeper“ kann ich jedoch keinen Geschmack abgewinnen. Da gibt es nur einen gemeinsamen Raum, in dem bis zu dreißig Unter- und Oberbetten der Längsrichtung nach angebracht sind. Die einzelnen Mitglieder der Schlafgesellschaft — Männlein und Weiblein in bunter Reihe — sind nur durch Vorhänge voneinander getrennt, die man nach dem schmalen Mittelgang hin zuzieht. Das Aus- und Ankleiden muß man daher in seinem Bett vornehmen, eine Kunst, deren virtuose Ausübung ich umsomehr bewunderte, als man im Unterbett nicht einmal den Kopf aufrichten kann, ohne damit heftig gegen die hölzerne Grundlage des Oberbettes zu stoßen. Sah ich, kurz nachdem meine Nebenmenschen hinter dem Vorhang verschwunden waren, ein Paar Herren- oder Damenstiefel von unsichtbarer Hand vor den Vorhang gestellt,

so erinnerte mich das an die bekannten Experimente jener Spiritisten, die nie beweglicher sind, als wenn man sie an allen Gliedern gefesselt hat.

Die Annehmlichkeiten, die man im Pullman gegen einen verhältnismäßig geringen Zuschlag genießt, werden aber gänzlich aufgehoben, sobald man auf die gewöhnlichen Wagen angewiesen ist. In vielen Zügen läuft nur ein einziger Pullman mit, in dem man bei nicht rechtzeitiger Vorausbestellung keinen Platz mehr findet; bei Nebenlinien und bei nicht durchgehenden Zügen der Hauptlinien gibt es überhaupt keinen. Die gewöhnlichen Wagen nun haben nicht wie bei uns verschiedene Klassen, und die eine, die sie führen, steht hinter unserer zweiten zurück und erhebt sich höchstens durch die fragwürdige Polsterung der Bänke über unsere dritte. Diese für je zwei Personen bestimmten Bänke sind rechts und links vom Mittelgang des ohne jede Abteilung gebauten Wagens so dicht hintereinander angebracht, daß es ein verwickeltes Unternehmen ist, die Füße auszustrecken, und ein unmögliches, den Platz zu verlassen, ohne daß der Inhaber des Nebenplatzes aufsteht. Auf westlichen Linien werden diese Heringskästen noch hie und da mit antediluvianischen eisernen Öfen geheizt, die in ihrer nächsten Nachbarschaft die Glut des Äquators ausströmen und schon in einer Entfernung von zwei Metern der Vereisung nicht mehr wehren. Umso größeres Lob verdienen auch hier die Waschräume; zu den Selbstverständlichkeiten gehört da ein frisches Stück Seife und ein Berg von reinen Handtüchern, von dem ich nur wünsche, er möge sich alpdrückend auf das Gewissen unserer heimischen Bahndirektionen wälzen.

Ungenügend sind überall, auch in den Pullmanwagen, die Vorrichtungen zur Unterbringung des Handgepäcks. In die über den Sitzen befindlichen flachen Behälter darf man sogar die landesüblichen schmalen Handköfferchen nur dann legen, wenn man will, daß sie einem binnen spätestens zehn Minuten auf den Kopf purzeln. Zwar hat man — in wohltuendem Gegensatz zu unserem System — für das aufgegebene Gepäck nichts zu bezahlen; aber es wird so unsänftiglich behandelt, daß man darauf gefaßt sein muß, irgend zerbrechliche Gegenstände bei der Ankunft in Scherben wiederzufinden. Und von manchen Dingen wird man sich während einer langen Fahrt umsoweniger gern trennen, als man sie am Ziel gleich bei der Hand zu haben wünscht. Denn es ist nicht üblich und daher auch nicht ratsam, die Koffer sich am Bahnhof ausfolgen zu lassen. Man läßt sie vielmehr, empfehlenswerter Landessitte gemäß, direkt nach seinem Absteigequartier „checken“; nur muß man dort mitunter empfindlich lange darauf warten.

Unsere neueren deutschen Bahnhofsgebäude (Frankfurt, Dresden u. s. w.) sieht man drüben nirgends erreicht, geschweige übertroffen. Einige imponierende Bauten, wie die Zentralstationen von St. Louis und Newyork, ändern nichts an dem Gesamteindruck, daß die amerikanischen Bahnhöfe in Bezug auf Sauberkeit, Übersichtlichkeit und Zweckmäßigkeit nur mit dem älteren europäischen Typus sich messen können. Die Nebenstationen begnügen sich meist mit Bretterbuden. Eigentliche Wartesäle kennt man überhaupt nicht; für die auf den Abgang des Zuges Harrenden stehen Bänke in der Empfangshalle,

in der auch die Billettschalter untergebracht sind. Die Bahnsteige sind durchweg aus Holz und in der Regel so schmal, daß man Mühe hat, sich zwischen zwei rechts und links haltenden Zügen hindurchzuwinden. Die Geleise liegen nicht tiefer, sondern mit dem Bahnsteig auf gleichem Niveau, und das Erklimmen der Pullmanwagen wird in etwas primitiver Weise dadurch erleichtert, daß der Schaffner einen Schemel herausstellt. Sehe jeder, wo er bleibe! Ein Abfahrtsignal gibt es nicht; ist die Zeit erfüllt, dann setzt sich der Zug mit heimtückischer Zeremonienlosigkeit in Bewegung. Dagegen besitzt jede Lokomotive, ähnlich wie bei unseren Klingelbahnen, eine große Glocke, mit der sie einen fürchterlichen Lärm verübt, solange sie sich im Bereich einer Station oder in der Nähe der meist barrierelosen Bahnübergänge befindet.

Reist man im Osten, so wird man seltsam berührt von der Überfülle der Reklamen, die den ganzen Fahrdamm entlang auf Holzgerüsten prangen. Zwischen Newyork und Philadelphia ist stellenweise auf beiden Seiten die Welt buchstäblich mit Brettern vernagelt. Da kann man nicht nur in Riesenlettern lesen, wo man die besten Hüte oder die besten Hustenmittel erhält; die bildende Kunst kommt dem trockenen Wort zu Hilfe und zaubert in die Landschaft überlebensgroße Darstellungen der begehrenswerten Artikel oder gar förmliche Theaterkulissen, deren symbolische Schilderei die schweifenden Gedanken des Reisenden in den Ideenkreis des Kaufobjektes hineinlockt. So genießt man zum Beispiel den erquickenden Anblick einer ganzen weidenden Kuhherde, täuschend auf Bretter gemalt und in den Umrissen ausgeschnitten, zur

Empfehlung einer Milchsorte. Auf dem Wege nach Boston verschönern solche Dekorationen sogar einen idyllischen See, aus dessen friedlichem Spiegel sie gleich Pfahlbauten hervorragen.

Eine bei uns unbekannte Schwierigkeit entsteht dadurch, daß es zwischen allen wichtigen Punkten verschiedene konkurrierende Linien gibt, und daß daher ein besonderes Studium erforderlich ist, um die beste Verbindung auszuspüren. Zwar existiert ein dickleibiges Kursbuch für das gesamte Bahnsystem der Vereinigten Staaten; aber nicht einmal die Amerikaner wissen sich darin zurechtzufinden. Man hält sich an die Einzelfahrpläne, die von jeder Kompanie herausgegeben werden und zu freier Aneignung in den Hallen der Hotels aufliegen. Aber wenn man nur ahnte, in welcher von diesen zahllosen buntfarbigen Broschüren man gerade die Route zu suchen hat, die man benützen will! Und weiter, ob diese Route auch wirklich die vorteilhafteste ist! Die auf dem Titelblatt prangenden, meist ganz willkürlich gewählten Namen der Kompanien besagen darüber nichts. Nur durch tiefgründige Forschung unter Anleitung eines kundigen Thebaners wird das Problem gelöst; was aber nicht ausschließt, daß man hinterher von einem noch kundigeren Thebaner erfährt, diese Lösung sei durchaus noch nicht die denkbar beste gewesen.

Das Behagen einer Eisenbahnfahrt wird gewiß nicht ausschließlich durch die verkehrstechnischen Einrichtungen bedingt; es ist in hohem Grade noch von einem anderen Faktor abhängig: von dem Verhalten der Mitreisenden. Die äußere Reisekultur hat einen fragwürdigen Wert,

wenn die innere versagt. In dieser habe ich das amerikanische Publikum durchweg auf einer Stufe gefunden, die mir den aufrichtigsten Respekt eingeflößt hat. Einerlei ob ich im vornehmen Pullman mit Angehörigen der oberen Gesellschaftsklassen oder im gewöhnlichen Wagen mit Vertretern der verschiedensten Bevölkerungsschichten zusammen fuhr — ich habe niemals eine Flegelei erfahren oder beobachtet; ja nicht einmal eine Unhöflichkeit. Von meinen Reisen im lieben Vaterlande und in anderen Ländern Europas kann ich leider nicht das gleiche behaupten; da gibt es namentlich eine in nicht allzu seltenen Exemplaren auftretende Spezies, die in Amerika, soweit mein persönlicher Anschauungskreis reicht, völlig unbekannt scheint: den gebildeten Rüpel. Unstreitig, der Amerikaner nimmt vom Mitreisenden keine Notiz, solange dazu kein besonderer Anlaß vorliegt; darin sehe ich aber nur einen Vorzug. Der neu Einsteigende — gleichviel ob Herr oder Dame — wird nicht mit neugierigen Blicken gemustert; der Platznachbar wird nicht zum Zweck einer gleichgültigen Unterhaltung angesprochen. Liegt doch schon in dem Nichtvorhandensein von Damencoupés ein großes Kompliment für die amerikanischen Männer; denn alleinreisende Frauen, auch junge und hübsche, sind vor jeder Zudringlichkeit, ja vor jedem Anstarren gefeit. Sobald jedoch die Anteilnahme an dem Nebenmenschen eine praktische Bedeutung gewinnt, zum Beispiel in Gestalt einer Auskunft oder einer Rücksicht, dann wird man sie niemals zu vermissen haben. Wiederholt begegnete es mir, daß der rechtmäßige Eigentümer eines Sitzes, den ich irrtümlich eingenommen, nicht zulassen wollte,

daß ich ihm diesen einräumte. In einem überfüllten Wagen sah ich, daß ein paar Herren zu ihren wenige Minuten vorher verlassenen Plätzen wiederkehrten und diese besetzt fanden, obwohl ihre Mäntel darauf zurückgeblieben waren; ohne ein Wort zu sagen, nahmen sie die Mäntel fort und brachten sich anderswo unter, so gut es ging.

Nur ein Land von so hochentwickelter Reisekultur konnte ein Gasthofswesen ausbilden, dessen Durchschnittsleistungen man erst wahrhaft schätzen lernt, wenn man von seinen glänzenden Schaustücken nicht mehr geblendet wird. Denn der erste Eindruck amerikanischer Hotels ist Verblüffung über ihre Dimensionen und den Prunk ihrer Ausstattung. Eine weite marmorprangende Halle empfängt den Eintretenden; daran schließen sich, oft mit einem Wintergarten vereint, unabsehbare Restaurationsräume. Im Kniestock läuft eine Galerie rings um die Halle herum; dort geht es zu den Damensalons und zu den Festsälen. Die Gänge sind mit schwellenden Teppichen belegt, ihre Wände mit großen Ölgemälden geschmückt, die auch bei Tag durch elektrische Blendlampen eine effektvolle Beleuchtung erhalten. Mehrere Fahrstühle vermitteln in stetigem Auf und Nieder den Verkehr zwischen den zahlreichen Stockwerken; denn das Treppensteigen hat der Amerikaner sich überhaupt abgewöhnt. Sie führen bis zu dem flachen Dach empor, auf dem als lockender Sommeraufenthalt ein künstlicher Garten sich ausdehnt. Aber auch unter der Erde liegt noch eine Welt; da findet man ein billigeres Bierrestaurant, mit dem guten deutschen Wort „Ratskeller" bezeichnet, Billardsäle, Waschräume, in denen ein ganzes

Bataillon sich gleichzeitig säubern könnte, und luftige Lokalitäten für den Großbetrieb einer Legion von Barbieren. Noch ein Stockwerk tiefer breitet sich das Reich der Wirtschaftsräumlichkeiten und der technischen Anlagen aus, die ich in dem größten Hotel Newyorks, dem „Waldorf-Astoria", staunend besichtigen durfte. Eine ganze unterirdische Stadt, von emsigstem Leben erfüllt! Hat man sich durch das schier endlose Labyrinth der Küchen, der Vorratskammern, der Cigarrenlager, der Kühlräume, der Weinkeller, der Maschinenhäuser für Heizung, Licht, Eisbereitung hindurchgewunden, so gelangt man erst noch zu einer langen Reihe von Werkstätten, in denen man Vertreter jedes erdenklichen Handwerks, ausschließlich im Dienste des Hotels, an der Arbeit sieht. Da fehlt sogar nicht ein Uhrmachermeister mit seinen Gehilfen, dessen gesamte Tätigkeit den Hoteluhren gewidmet ist.

Auch der Komfort in den Wohnräumen überbietet in wesentlichen Punkten den der ersten europäischen Gasthöfe. Zu jedem besseren Zimmer, auch zu jedem einbettigen, gehört, beinahe selbstverständlich, ein Badekabinett und ein Waschtisch mit fließendem kalten und warmen Wasser; dazu auch gleich die nötige Seife in eleganter Verpackung. Die Betten, breiter als bei uns, sind durchweg vorzüglich. In geräumigen Wandschränken, die sich oft bis zu Garderobekammern auswachsen, kann selbst eine kleidergesegnete Modedame ihre zwei Dutzend Toiletten übersichtlich unterbringen. Zur Regulierung der Zentralheizung findet man in neuen Häusern an der Wand eine Skala, deren Zeiger man nur auf die Zahl des Temperaturgrades zu schieben

braucht, den man zu haben begehrt. Das in jedem Zimmer angebrachte Telephon vermittelt nicht nur den Verkehr mit dem Bureau und mit der Dienerschaft, sondern kann ohne weiteres auch zu beliebigen Stadt- und Ferngesprächen benützt werden. Wünscht man im Restaurant zu telephonieren, so braucht man sich nicht von seinem Platz zu erheben; ein transportabler Apparat wird einfach vor einen auf den Tisch gestellt.

Aber trotz allen diesen bis zum Raffinement gesteigerten Lebenserleichterungen wird der Europäer manche Wunderlichkeit entdecken und manche praktische Einrichtung der Heimat in dem praktischen Amerika kopfschüttelnd vermissen. Ein trauliches Möbelstück, ohne das er sich bisher eine Schlafzimmerinstallation nicht hat denken können, sucht er in fast allen amerikanischen Hotels vergebens: den Nachttisch. Ein Badethermometer verlangt er umsonst; man kennt es nicht; die Hand muß ihm zur Abschätzung der Wasserwärme dienen. Bei reichlicher elektrischer Beleuchtung gibt es keine Bettlampe, ja nicht einmal einen am Bett angebrachten Ausschalter. Um das Licht zu löschen, muß man daher bis an die Tür gehen und sich dann quer durch das dunkle Zimmer bis zu seinem Bett tasten. Will man in der Nacht Licht haben, so ist die gleiche Prozedur in umgekehrter Richtung erforderlich.

Wie im privaten Haushalt, so bildet auch im Hotelbetrieb die Bedienungsfrage eines der schwierigsten Probleme des amerikanischen Alltagslebens. Der demokratische Geist erblickt zwar in der Arbeit an sich, ob sie nun hoch oder niedrig sei, etwas prinzipiell Ehrenvolles; aber die persönliche Handreichung nimmt er merkwürdiger-

weise davon aus. Der allzeit hilfsbereite deutsche Hausknecht, diese Seele von einem Menschen, hat in der Neuen Welt keinen Rivalen. Das Zimmermädchen ist eine strenge und exklusive Lady, die sich zwar herbeiläßt, das Bett zu machen, außerhalb dieses Ressorts aber keine Aufträge zu empfangen wünscht. Gibt man Kleider und Stiefel des Nachts vor die Tür, so deutet man damit nur an, daß sie einem gestohlen werden können; werden sie es trotzdem nicht, so findet man sie am Morgen in unverbessertem Zustande wieder. Einen Menschen, der amtlich verpflichtet wäre, die Kleider zu reinigen, enthält das Hotelpersonal überhaupt nicht, nur einen Schneider, der sie für teures Geld aufbügelt. Nach allerlei fruchtlosen Experimenten ringt man sich daher zu der Überzeugung durch, daß man am besten tut, sie selber auszubürsten. Die Stiefel muß man sich, während man sie anhat, im Souterrain des Hotels putzen lassen oder — wie es die privat wohnende Menschheit tut — auf der Straße. Da wird es dann, wenngleich mit einigem Zeitverlust, wenigstens nach allen Regeln der Kunst durch die „Bootblacks" besorgt. Diese sind fast durchgängig Ausländer, vorwiegend Südeuropäer, Italiener oder Griechen. Denn dem geborenen Amerikaner, auch dem ärmsten und elendesten, gilt nun einmal die Ausübung dieses einwandfreien und nützlichen Berufes als tiefste Erniedrigung.

Die weite, prachtvolle Eingangshalle, die an und für sich einen sehr angenehmen Aufenthalt bieten würde, dient dem sonderbaren Nebenzweck, der Tummelplatz und das Stelldichein all der Leute zu sein, die, ohne im Hotel zu wohnen, ein bedecktes und gewärmtes Lokal

der Straße vorziehen. Man glaubt oft, sich hier an der Börse zu befinden; denn der ganze Raum wird beschlagnahmt von einer dichtgedrängten Männerwelt, in der die zahlenden Gäste des Hauses nur die verschwindende Minorität bilden. Diese letzteren können schon zufrieden sein, wenn es ihnen gelingt, sich durch die illegitime Menschenansammlung einen Weg zu bahnen.

Einen Tadel, der von deutscher Seite ab und zu gegen die amerikanischen Hotels erhoben wird, halte ich für ungerecht. Man beschwert sich darüber, daß in ihnen der Gast nur eine Nummer sei; daß außerhalb des geschäftlichen Verkehrs sich niemand um ihn kümmere, ja daß sogar — und das ist der Gipfel der Verdrießlichkeit — niemand ihn bewillkommne und verabschiede. Zugegeben. Aber ist er denn etwa in unseren großen Hotels nicht auch nur eine Nummer? Bekümmern sich die leitenden Mächte anders um ihn, als indem sie ihn gelegentlich in ein Gespräch über das Wetter verwickeln? Und ist der gleichgültige Gruß, den bei der Ankunft und Abreise ein Mann im schwarzen Gehrock ihm gönnt, nicht nur ein sinnlos gewordenes Rudiment längst verschwundener oder in die Kleinstadt geflüchteter patriarchalischer Wirtsgemütlichkeit? Man mag es bedauern, daß der Herbergsvater nicht mehr wie ehemals vor dem Ankömmling sein Käppchen zieht und sich, über Gott und die Welt plaudernd, zu ihm auf die Ofenbank setzt. Aber in einem modernen großstädtischen Taubenschlag kann der Wirt unmöglich alle seine Gäste kennen; was liegt also daran, ob er ihnen gegenüber eine leere Form beobachtet oder nicht? In Amerika lernte ich umso lieber auf den Abschiedsgruß des Schwarzrockes verzichten, als

auch sein spalierbildendes Gefolge von Trinkgeldkandidaten dort nicht in die Erscheinung tritt. Nur im Osten, unter europäischer Einwirkung, hat das Trinkgeldwesen sich einzunisten begonnen. Der Westen hat in Bezug auf diese Unsitte bis zum heutigen Tage seine Kinderreinheit bewahrt.

Selbst in den kleineren und kleinsten Orten fand ich Gasthöfe, in denen sich's leben läßt. Unreinlichkeit begegnete mir nur in einem einzigen Fall. Der Gaumen und der Magen freilich sind, sobald man von der Heerstraße abzweigt, zu oft recht schmerzlichen Entbehrungen gezwungen, und ich wünschte mir manchmal das kräftige Gebiß eines Ureinwohners, um das Fleisch, das aus den namengebenden Attributen des berühmten Lederstrumpf geschnitten schien, zu zerkleinern. In der Großstadt aber ist man überall gut verpflegt, und die Tischbedienung, die im Westen zum größeren Teil den Negern zufällt, zeichnet sich sowohl durch Raschheit wie durch Geräuschlosigkeit aus. Da auch die Gäste an den anderen Tischen es nicht, wie bei uns, für erforderlich halten, daß jedes von ihnen gesprochene Wort mit der Tonstärke der Posaunen von Jericho durch den Saal dröhnen muß, so könnte man sein Mahl in beschaulichster Ruhe verzehren, bestünde nicht in allen besseren Restaurants die Gepflogenheit, es durch Musik zu würzen, meistenteils durch schlechte Musik. Das ist eine Mode, die leider auch in Europa, von drüben eingeschleppt, immer mehr überhandnimmt und bei der, um mit Hamlet zu reden, „der Bruch mehr ehrt als die Befolgung". Denn sowohl die Kunstfreunde wie die Freunde eines vernünftigen Tischgesprächs werden da-

durch unglücklich gemacht, und befriedigt werden davon nur jene Barbaren, die den Mangel jeder inneren Stimme durch äußeren Lärm, harmonischen oder disharmonischen, zu ersetzen trachten.

Der allgemeinste und empfindlichste Übelstand jedoch, unter dem in Amerika während der kalten Jahreszeit der Reisende seufzen muß, ist die wahnsinnige Überheizung der Eisenbahnwagen, der Hotelzimmer, der Restaurants, der Klubs, der Versammlungslokale, kurzum sämtlicher Innenräume. Ein Hilfsmittel dagegen gibt es, auch wenn man über den Raum die freie Verfügung hat, in den seltensten Fällen; denn die Regulierung pflegt, außer bei dem zuvor erwähnten neuesten System, zu versagen. Stellt man auch die Heizung gänzlich ab, die glühenden Röhren, die an der Wand entlang laufen, kümmern sich nicht im geringsten darum und fahren fort, ihre Höllentemperatur auszustrahlen. Trotz völliger Abdrehung des Apparats und trotz bei Frostwetter offenen Fenstern konnte ich manchmal vor drückender Hitze keinen Schlaf finden. Ebenso herrschte in den Sälen, in denen ich zu sprechen hatte, mitunter ein so extremer Wärmegrad, daß ich, gegen eine Ohnmacht kämpfend, meinen Vortrag nur mit stärkster physischer Anspannung zu Ende führen konnte. Man steht vor einem Rätsel, wenn man sich fragt, wie dieses sportliebende, durch Bewegung im Freien und durch den schroffen Klimawechsel seines Landes abgehärtete Volk den ungesunden und erschlaffenden Wirkungen einer solchen Backofenglut sich aussetzen mag. Das merkwürdigste ist, daß die Einheimischen den Mißstand zugeben, ja selbst unter ihm zu leiden behaupten, aber bis jetzt nichts zu seiner

Beseitigung getan haben. Mit der rührenden Geduld, die den Amerikaner allen kleinen Beschwerden des Lebens gegenüber auszeichnet, nehmen sie die Sache als ein unabänderliches Fatum hin, dem nun einmal bei der Naturbeschaffenheit ihrer Heizanlagen nicht zu entrinnen sei. Und darum schwitzen sie voll Ergebung weiter.

Wenn man so immer wieder in Riesenorganisationen von vollkommenster und sinnreichster Zweckdienlichkeit mit Verwunderung gerade solche Mängel entdeckt, die mit ganz geringer Mühe zu vermeiden wären, so wird man schließlich auf einen eigentümlichen Widerspruch des Nationalcharakters geführt. Der Amerikaner ist nur in großen Dingen praktisch; in kleinen ist er es durchaus nicht immer. Sein jederzeit auf das Ganze, das Weite gerichteter Blick läßt ihn Einzelheiten übersehen, die unseren mehr auf das Detail eingestellten Augen handgreiflich scheinen. Weil es seine Tugend ist, keinen Sinn für Kleinlichkeiten zu besitzen, darum ist es der Fehler seiner Tugend, daß ihm auch der Sinn für Kleinigkeiten abgeht. Das Leben malt sich ihm in Fresko, nicht in Miniatur, und wenn die Straße, die er zu wandeln hat, nur geradlinig zum Ziele führt, dann stolpert er ohne Murren über die Löcher in ihrem Pflaster.

Das amerikanische Deutschtum

Wer in Amerika Vorträge in deutscher Sprache hält, der kommt natürlich zunächst mit jenen Kreisen des amerikanischen Publikums in Berührung, die Deutsch verstehen, und das sind vorwiegend, wenn auch keineswegs ausschließlich, die Deutsch-Amerikaner. Sie, denen die Vermittlung zwischen ihrem alten und ihrem neuen Vaterland nicht nur eine Kulturaufgabe, sondern ein unmittelbares Herzensbedürfnis bedeutet, erblicken in jedem Sendboten aus der Heimat einen ersehnten Bundesgenossen in dem stillen und stetigen Kampfe, in den ihre Doppeleigenschaft sie verstrickt. Sie sind treue Bürger des Landes ihrer Wahl, und doch hängen sie als weit entfernte Söhne mit vertiefter Zärtlichkeit an ihrer Mutter: der deutschen Bildung. Sie sind umklungen von einer fremden Sprache, und doch wollen und können sie nicht aufhören, in deutschen Worten zu reden und zu denken. Und wie es innerhalb einer Familie zu gehen pflegt, wenn ein einzelner Sproß weitab von den anderen seinen Herd gegründet hat: die daheim beisammen Gebliebenen haben weniger oft Anlaß, in ihren Gedanken bei ihm zu verweilen als er bei ihnen, und er begrüßt jedes Liebeszeichen, das sie ihm senden, jeden Besuch,

den eines ihrer Mitglieder ihm abstattet, mit einer Inbrunst, deren die in ursprünglicher Gemeinschaft Lebenden gar nicht fähig sind — so verhält es sich auch mit dem getrennten Zweig einer großen Volksfamilie. Nur wenn man die Deutsch-Amerikaner unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, kann man sie verstehen; nur dann begreift man, warum in ihrem Kalender Festtag ist, wenn ein Gast von drüben erscheint und ihnen von der Mutter erzählt. Viele Tausende von ihnen waren meine Zuhörer, darunter solche, die zu diesem Zwecke von kleineren Orten oder von ihren einsamen Farmen her stundenweit gereist waren. Viele Hunderte von ihnen habe ich persönlich kennen gelernt, darunter manch einen, den sie selbst zu ihren Besten rechnen. In dem buntfarbigen Licht verschiedenster Individualitäten habe ich ihr einheitliches Wesen und Wollen erschaut; ich habe ihr Fühlen mitgefühlt; ich habe die unsäglichen Schwierigkeiten ihrer Lage überblickt und die freudige Tapferkeit bewundert, mit der sie ihnen zu trotzen wissen. Es ist bequem, vom hohen Roß neuer deutscher Reichsherrlichkeit herab über sie zu urteilen, aber es ist nicht gerecht.

Nach den neuesten Feststellungen beläuft sich die Zahl der in den Vereinigten Staaten lebenden Deutschen — die in Deutschland geborenen und die von deutschen Eltern abstammenden zusammengenommen — auf zwölf Millionen, das heißt auf mehr als ein Siebentel der gesamten Bevölkerung. In Newyork wohnen kaum weniger Deutsche als in Hamburg, in Chicago mehr als in München, in Philadelphia ebensoviele wie in Bremen. In Städten wie Cincinnati, St. Louis, Buffalo, Cleveland, Detroit, Indianapolis bildet das deutsche

Element einen ansehnlichen Bruchteil, in Milwaukee sogar zwei Drittel der Einwohnerschaft.

Die gewaltige Summe schrumpft selbstverständlich um ein merkliches zusammen, sobald man alle diejenigen von ihr abzieht, die alsbald nach der Einwanderung oder doch in den folgenden Generationen ihr Deutschtum abgestreift haben, indem sie sich anglisierten. Die nach dieser Subtraktion übrigbleibenden allein können als Deutsch-Amerikaner im eigentlichen Sinn bezeichnet werden. Sie allein stehen vor dem schweren Dilemma, dem die anderen gleichmütig ausgewichen sind. Man kann wohl ganz im allgemeinen sagen, daß in fremdem Volkstum aufzugehen, immer und überall den Halbgebildeten am leichtesten fällt. Denn die Gebildeten besitzen von der heimischen Kultur zu viel, um kampflos auf sie zu verzichten, und die Ungebildeten besitzen von ihr zu wenig, um sich mühelos eine neue aneignen zu können. So verhält es sich auch hier. Den festen Kern des amerikanischen Deutschtums bilden die deutschen Bauern, die in Pennsylvanien schon seit zwei Jahrhunderten auf ihrer Scholle sitzen, und die Familien jener Geistesaristokraten, die um das Jahr 1848 herum ihrer politischen Ideale wegen über den Ozean pilgerten.

Niemand kann sein heimatliches Volkstum bewahren, wenn er seine heimatliche Sprache aufgibt. Beide sind so gut wie identisch. Darum spielt ja auch in allen europäischen Nationalitätskonflikten das Sprachenproblem eine weit wichtigere Rolle als das Rassenproblem. Wer würde heute den Ursprung der deutschen Reichsbürger, die wenige Generationen aufwärts von französischen Emigranten stammen, erraten, wenn sie nicht französisch

klingende Namen trügen? Germanisieren heißt so viel wie Deutsch reden machen, und Deutsch reden heißt so viel wie deutsch bleiben.

Man bedenke also, daß die Deutsch-Amerikaner einen wesentlichen Teil ihrer Kraft für die Erhaltung eines Gutes verausgaben müssen, um dessen Besitz wir daheim uns ebensowenig zu sorgen haben wie um Luft und Licht. Denn wenn sie die Sprache ihrer Väter, die Sprache von Luther und Kant, von Goethe und Schiller sich bewahren wollen, so handelt es sich nicht um eine einmalige Entscheidung. Es handelt sich um ein fortgesetztes Ringen, das jeden Tag und jede Stunde ausfüllt. Nicht gegen äußeren Druck oder Zwang brauchen sie sich zu wehren, wie etwa die Deutschen in Siebenbürgen oder gar die Finnen in Rußland; eine gewaltsame Anglisierungspolitik hat trotz dem chauvinistischen Geschrei einzelner Heißsporne in den Vereinigten Staaten keinen Boden. Nein, sie haben nur zu kämpfen mit der Macht der Verhältnisse. Man vergegenwärtige sich die Größe dieser Macht, um den Heroismus des Kampfes zu würdigen.

Als unangefochtene und unanfechtbare Landessprache herrscht das Englische; im täglichen Leben wie im amtlichen und geschäftlichen Verkehr ist es das unentbehrliche Verständigungsmittel. Niemand ist im stande, nur auf der Straße sich durchzuhelfen, geschweige eine Berufstätigkeit auszuüben, wenn er nicht Englisch versteht und spricht. Versäumt er, es systematisch zu erlernen, so fliegt es ihm an. Er lernt es durch das Ohr, wie die kleinen Kinder. Neben seine Muttersprache, die ihm teuer, tritt eine zweite, die ihm notwendig ist; in

diesem Falle noch dazu keine minderwertige, sondern eine ebenbürtige. Eine alte Kultursprache, gleichfalls germanischen Ursprungs; eine Weltsprache, deren Verbreitung auf dem Erdenball die der deutschen weit hinter sich läßt. Ohne daß er sich Rechenschaft darüber gibt, wird er in ihren Bannkreis gezogen, auch wenn er erst als Erwachsener die Heimat verließ; um wieviel mehr, wenn er als Kind herüberkam oder gar im Lande geboren wurde. Ob auch die Eltern Deutsch mit ihm reden, die Nachbarskinder, die Gespielen, die Schulkameraden sprechen Englisch. Jeder von uns weiß aus seiner Jugendzeit, daß es für einen Schulbuben nichts Peinlicheres gibt, als wenn er den Ton seiner Gefährten nicht trifft; trotz allen häuslichen Gegengewichten nimmt er ihre Ausdrucksweise an. Diesen Widerstreit zwischen Haus und Schule empfindet der junge Deutsch-Amerikaner in hundertfach verstärktem Maße, und wer will es ihm verdenken, wenn er sich für die Schule entscheidet? Es gibt zwar in einer Reihe von Städten der Union deutsche Schulen, aber ihr Einfluß war nie sehr weitreichend und hat sich noch abgeschwächt, seitdem in fast allen höheren Schulen des Landes Deutsch gelehrt wird. Der Mehrzahl der deutsch-amerikanischen Schüler wird also deutscher Unterricht in englischer Sprache erteilt! Sie lernen ihre Muttersprache, wie wir Französisch und Englisch lernen; kein Wunder, wenn sie ihnen an die zweite Stelle tritt. Tut sie es dennoch nicht, so müssen sie zweisprachig durchs Leben gehen. Wie selten macht man sich klar, was das bedeutet!

Es ist kein großes Kunststück, mehrere Sprachen bis zu einem gewissen Grade zu kennen und bei Gelegenheit

zu sprechen. Aber hier liegt der Fall anders. Der Deutsch-Amerikaner hat zwei Umgangssprachen, zwischen denen er unausgesetzt von früh bis spät hin und her pendelt, und zwar schließlich nicht nur in seiner Rede, sondern auch in seinen Gedanken. Doppelsprachigkeit in diesem Sinne kann gewiß nicht als ein wünschenswerter Zustand betrachtet werden, zumal sie offenbar der Organisation des menschlichen Gehirns widerstrebt. Daß es so gut wie unmöglich ist, ihren idealen Grad zu erreichen, das heißt zwei Sprachen gleichzeitig mit gleicher Sicherheit und Umfassung bis in ihre letzten Feinheiten hinein zu beherrschen, diese Behauptung, die ich in einem meiner Vorträge aufstellte, wurde mir von meinen deutsch-amerikanischen Zuhörern aufs lebhafteste bestätigt. Ebenso die weitere, daß, wer eine fremde Sprache nach langjähriger Übung sich vollkommen angeeignet hat, die Sattelfestigkeit in seiner eigenen einzubüßen beginnt. Die Beispiele vom Gegenteil gehören zu den seltensten Ausnahmen und setzen eine ungewöhnliche Begabung voraus. In der Regel wird die Folge der fortgesetzten Zweisprachigkeit eine unbewußte Vermengung sein, die, je nach Bildungsstufe und Selbstkontrolle, gelindere oder gröbere Formen annimmt. Den gelinderen kann überhaupt niemand sich entziehen. Man entdeckt sie bei jedem Schriftsteller, der längere Zeit im Auslande zubringt; allerlei Eigentümlichkeiten der Sprache, die ihn dort umgibt, schleichen sich in seinen Stil. Man entdeckt sie an sich selbst, wenn man nur ein paar Wochen auf fremdem Sprachgebiete weilt. Ganz unwillkürlich fängt man an, mit Ausdrücken, die man so und so oft am Tage hört und anwendet, auch im Verkehr mit Landsleuten seine

Rede zu spicken. Mir ging es in Amerika nicht besser; gar bald ertappte ich mich darauf, daß ich meine deutschen Freunde nach dem „Porter“ statt nach dem Träger, nach der „Car“ statt nach der Straßenbahn fragte. In den gröberen und gröbsten Formen aber artet diese unvermeidliche Erscheinung zu einem haarsträubenden Mischmasch aus, einem barbarischen Konglomerat, aus beiden Idiomen zusammengebacken.

Es gehört eine strenge Zucht für den Deutsch-Amerikaner dazu, um sich vor dieser „gemixten“ Sprache, wie man sie bezeichnenderweise nennt, zu schützen, und in einzelnen Wendungen fällt er ihr zu guter Letzt doch anheim. So zum Beispiel vernimmt man auch von Gebildeten häufig: „Ich gleiche es“ als Übersetzung von „I like it, es gefällt mir.“ Wiederholt wurde die Frage an mich gerichtet: „Gleichen Sie Amerika?“ Ein paar drastischere Proben der eigentlichen „Mixerei“, frischweg aus dem Leben gegriffen, habe ich mir notiert: „Es amounted nicht so viel“ (to amount, betragen, sich belaufen). „Goldene Watschen“ (watch, Taschenuhr). „Ich habe kalt gekätscht“ (to catch cold, sich erkälten), oder gar: „Ich habe einen kalten gefangen.“ Wörtlicher Ausspruch eines Deutschen in Columbus, Ohio: „Dann sind wir in die Bar ’gange und habe die Deisbax (dice box, Würfelbecher) g’nomme und habe für die Drinks geschähkt (to shake, schütteln, würfeln), und er hat mich gebiet’“ (to beat, schlagen). Aus der Predigt eines deutsch-amerikanischen Pfarrers: „Man könnte noch mehr schwätzen von der Gnade des Herrn, wenn’s die Lungen nur ständen täten“ (to stand, aushalten). Ferner die Auskunft, die der Diener eines deutschen

Universitätslehrers einem Besucher gab: „Der Herr Professor ist heute ganz besonders bissig (busy, beschäftigt) und konnte nicht länger stehn" (to stay, bleiben, warten). Einer ähnlichen Ausdrucksweise lassen die deutsch-amerikanischen Zeitungen regelmäßig eine stehende Figur sich bedienen, die in der Sonntagsnummer für die parodistische Erheiterung der Leser zu sorgen hat.

Unter den Landleuten Pennsylvaniens hat sich diese gemixte Sprache im Laufe der Generationen zu einem förmlichen Dialekt entwickelt: englische und deutsche Brocken in einen Topf geworfen und zu einem unlöslichen Brei verrührt. Soll man's für möglich halten, daß einer solchen Mundart sogar ein Dichter erstanden ist: der Humorist Charles Godefroy Leland, von dessen unter dem Pseudonym Hans Breitmann erschienenen Versen ich allerdings nach einigen vergeblichen Entzifferungsversuchen mich schaudernd abwandte. Wer die sogenannte makkaronische Poesie des Mittelalters kennt, jene gewaltsame Verquickung von lateinischen und deutschen Worten und Endungen, der findet hier ihr modernes Gegenstück, nur daß es sich nicht um eine gelehrte Spielerei, sondern um eine lebendige Volkssprache handelt. Wenn dieser linguistische Bastard zu Gunsten eines reinen Englisch verschwände, so könnte das kaum mehr als ein Verlust des Deutschtums aufgefaßt werden.

Nach alldem wird man den Aufwand an geistiger Energie wohl ermessen können, den es die gebildeten Deutsch-Amerikaner kostet, in Wort und Schrift nicht nur ihre Muttersprache an sich, sondern auch deren Lauterkeit zu hüten. Und wenn dies mühsame Werk verhältnismäßig vielen gelingt, so wird man ihnen staunende Anerkennung

zollen müssen. Ein wenig wird es ihnen dadurch erleichtert, daß sie eine methodische Scheidung vornehmen. Wie ihr Geschäft und ihr Wohnhaus in zwei getrennten Vierteln liegen, so trennen sie auch die Geschäftssprache und die Haussprache: jene ist nur englisch, diese nur deutsch.

Trotzdem würden sie auf die Dauer unterliegen ohne den mächtigen Beistand des Schrifttums. In diesem Zusammenhang bedarf es wahrlich keiner ausführlichen Erörterung, was die deutsche Literatur dem Deutsch-Amerikaner bedeutet. Mehr, weit mehr als ihren enthusiastischsten Verehrern daheim. Nicht nur künstlerischen Genuß holt er sich aus der heimatlichen Dichtung; wie in ein tägliches Stahlbad taucht er in sie hinab, um sich in ihr zu stärken. Unsere Klassiker sind die Anker, durch die seines Geistes Boot mitten in den Wogen einer andersartigen Kultur zuverlässigen Halt gewinnt. Er liest mit Feuereifer deutsche Bücher, wenn auch nicht immer die besten und nicht immer die neuesten. Mancher Name, den die Mode bei uns auf den Schild gehoben, klingt seinem Ohre fremd; den einmal erkorenen Lieblingen aber huldigt er mit umso treuerer Anhänglichkeit. Nach den entlegenen Farmen trägt wenigstens die „Gartenlaube" einen sanften Hauch vaterländischen Geisteslebens. In den Städten beobachtet man nicht ohne Rührung, wie sogar schlichte Menschen der Arbeit ums tägliche Brot die Muße zu literarischen Interessen und Studien abringen. Der Oberkellner, der mich in einem westlichen Hotel bediente, schreibt nebenher, wie er mir später in einem temperamentvollen Briefe mitteilte, polemische Artikel. In dem Fahrstuhlführer des deutschen Klubs zu Newyork lernte ich einen begeisterten

Freund philosophischer Schriften kennen. Ich fand ihn bei der Lektüre von Leibniz und empfahl ihm Schopenhauer. Nach wenigen Tagen hatte er den zweiten Band der „Welt als Wille und Vorstellung" durchgelesen, und zwar, wie mich ein Gespräch überzeugte, mit eindringendem Verständnis. Während er mich aufwärts und abwärts fuhr, diskutierten wir über das Kausalitätsgesetz und über die Idealität von Raum und Zeit.

Den Rückhalt, den das deutsche Buch doch immer nur den Gebildeten und den Bildungsdurstigen gewähren kann, verschafft weiteren und weitesten Kreisen die in deutscher Sprache erscheinende Zeitung. Schier unübersehbar ist die Zahl der deutschen Tagesblätter und Zeitschriften, die innerhalb der Vereinigten Staaten gedruckt werden. Es gibt darunter Organe, die nach Inhalt und Schreibart hinter den Leistungen unserer heimischen Presse durchaus nicht zurückbleiben, so, um nur einige der hervorragendsten zu nennen, die „Newyorker Staatszeitung", das „Volksblatt" von Cincinnati, die „Westliche Post" von St. Louis, die „Germania" von Milwaukee, die „Illinois Staatszeitung" von Chicago. In dem Kampf um die Erhaltung der Sprache ist der deutsch-amerikanische Journalist der Bannerträger; die hohe Mission, als deren Vertreter er sich fühlt, gibt ihm Mut und Schwung, verleiht ihm auch unter erschwerenden Bedingungen die Freudigkeit des Ausharrens. Will man deutschen Idealismus in einer seiner liebenswürdigsten Erscheinungsformen erblicken, so muß man in Amerika deutsche Redaktionsstuben besuchen.

Gewiß, die Sache hat auch ihre Kehrseite. In den kleineren Blättern des Westens wird manchmal bedenk-

lich „gemixt", und die kleinsten werden fast ganz mit der Schere gemacht. Einzelne großstädtische Zeitungsverlage versenden an diese sogar gleich die fertigen Stereotypplatten, so daß ihnen nicht nur die schriftstellerische Arbeit, sondern auch der Satz erspart wird. Vor allem aber wird, nicht nur von den kleinsten, die Produktion der alten Heimat zu fröhlichem Raubbau ausgenützt. Die skrupellose Plünderung deutschen literarischen Eigentums, der eine lückenhafte Gesetzgebung noch immer Vorschub leistet, steht bei ihnen nach wie vor in Blüte. Erwägt man die Wichtigkeit ihrer Aufgabe und die Mühe, mit der sich viele von ihnen knapp über Wasser halten, so kann man nicht umhin, ihrem Langfingertum mildernde Umstände zu bewilligen. Aber Diebstahl bleibt Diebstahl, und dem beliebten Argument, die Mehrheit der deutsch-amerikanischen Blätter müsse in dem Augenblick eingehen, wo sie verpflichtet sei, Honorare über den Ozean zu senden, läßt sich das nicht minder schlagende entgegenhalten, daß die Mehrheit der deutschen Schriftsteller im Vaterlande auch nicht auf Rosen gebettet ist. Diese haben ein unbestreitbares Recht zu der Forderung, daß ihre geistige Arbeit auf dem ausländischen Markte ebenso geschützt werde wie jedes andere Arbeitserzeugnis, und darum müssen sie die Verbesserung des amerikanischen Copyright verlangen. Das ist ein Ziel, welches auch der während meiner Anwesenheit gegründete „Verband deutscher Schriftsteller in Amerika" auf sein Programm gesetzt hat, und gegenwärtig finden bereits, wie ich unter der Hand erfuhr, an der entscheidenden Stelle in Washington Erwägungen statt, die einen baldigen Schritt nach vorwärts erhoffen

lassen. Ich meine übrigens, daß auch nach Einführung eines ausreichenden Rechtsschutzes die kleinen deutsch-amerikanischen Blätter nicht zu verzweifeln brauchen. Auch ohne zu stibitzen, werden sie kostenlose Beiträge bekommen können; sie haben nur nötig, unter Hinweis auf ihre Notlage und auf ihre Bedeutung im kulturellen Vorpostendienst an die Wohltätigkeit der vormals Beraubten zu appellieren. Ein Aufruf mit der Bitte um Überlassung von in Deutschland bereits gedruckten Arbeiten zu freiem Nachdruck würde sicherlich bei einer großen Zahl deutscher Autoren nicht ungehört verhallen.

Nicht zu vergessen, es gibt auch eine deutsch-amerikanische Literatur von respektgebietendem Umfang. Aber so viele schöne Talente sie, namentlich in der Lyrik, aufzuweisen hat (unter den jüngsten erwähne ich nur Konrad Nies und den hochbegabten Georg Sylvester Viereck), der Dichter, der dem besonderen Wesen des Deutsch-Amerikanertums einen besonderen Ausdruck verleiht und damit, einen neuen Ton bereits vorhandenen hinzufügend, in die große deutsche Literaturgeschichte eingeht, läßt noch auf sich warten. Dafür schießt der Dilettantismus umso üppiger ins Kraut. Unter zehn geistig regsamen Deutschen Amerikas sind gut und gerne neun der lieblichen Gewohnheit des Reimens verfallen. Auch das erklärt sich aus ihrer Situation. Denn überall da, wo die Sprache sich in einem Verteidigungszustand befindet, liegt es nahe, sie durch Verse zu verschanzen.

Einen nicht zu unterschätzenden Stützpunkt findet das Deutschtum schließlich noch an den deutschen Theatern. In den Städten, wo sie fehlen oder nur ab und zu gastieren kommen, suchen wenigstens dramatische Vereine

das Bedürfnis nach heimatlicher Szenenkunst zu stillen. Ständiger deutscher Bühnen erfreuen sich Newyork, Milwaukee, Cincinnati, St. Louis, St. Paul, ja sogar das kleine, kaum 40 000 Einwohner zählende Davenport, das wegen seiner zum erheblichen Teil aus Holstein und Mecklenburg stammenden Bevölkerung sich selbstbewußt „Plattdeutsch-Athen" benennt. Das deutsche Theater zu Newyork, seit vielen Jahren unter Conrieds energischer Führung, steht natürlich an erster Stelle; es spielt allabendlich, und sein Personal setzt sich aus namhaften Künstlern und berühmten Gästen zusammen. Einen kaum geringeren Rang, wenn auch mit etwas bescheideneren Mitteln arbeitend, beansprucht die von Direktor Wachsner sorgfältig geleitete Bühne zu Milwaukee, die regelmäßig jeden Sonntag Gastvorstellungen in Chicago gibt. Als dritte im Bunde darf die Bühne von Cincinnati gelten, die, gegenwärtig unter Direktor Schmids frischem Kommando stehend, sich auf einen einzigen Spielabend in der Woche beschränkt. Diese drei Theater boten mir liebenswürdigerweise Gelegenheit, verschiedentlichen Aufführungen meiner eigenen Stücke beizuwohnen. Hätte ich die Wahl gehabt, so hätte ich Stücke von anderen vorgezogen; denn auf Reisen will man doch gern möglichst viel Neues kennen lernen, und meine Stücke kannte ich bereits. Aber für das deutsch-amerikanische Publikum war die Anwesenheit eines Autors eine Novität, und für mich war es eine Novität, zu erfahren, wie der Gedanke von der Erhaltung der deutschen Kultur auch diese Bühnen durchdringt und beseelt, bei Darstellern und Zuschauern eine erhöhte Stimmung weckend. Von den künstlerischen Leistungen war ich aufs angenehmste über-

rascht; ich habe auf manchen ersten Theatern des lieben Vaterlandes schon schwächere Vorstellungen gesehen.

Und noch eine Kunst übt man da drüben mit gesteigertem Gefühl; eine Kunst, die zwar nicht zu den sieben freien Künsten zählt, dafür aber ein ausgesprochen nationales Gepräge hat und in ihrer Sonderart von anderen Völkern nicht nachgeahmt werden kann: die Kunst der deutschen Geselligkeit. Deutsches Vereinsleben — man mag darüber spötteln, so viel man will; aber wie viel Eigenbrötelei hat es in Gemeinsinn umgewandelt; wie viel gute Vätertradition hat es lebendig erhalten; wie vielen hohen Ideen, die kein offizielles Obdach besaßen, war es Pflanzstätte und Zufluchtsort! Mag es bei uns daheim allzuhäufig in Philistertum und Biergemütlichkeit versinken, weil solche Ideen ihm mangeln oder abhanden gekommen sind, in Amerika wird es durch die alles beherrschende Idee, deutsches Wort und Wesen nicht verloren gehen zu lassen, geadelt.

Es ist erstaunlich, welche Opferwilligkeit entfaltet wird, um dieser Gemeinsamkeit auch äußerlich würdige Bedingungen zu schaffen. In zahlreichen Städten besteht ein deutsches Klubhaus, das ebenso dem einzelnen Besucher behagliche Räume darbietet wie größeren Zusammenkünften und Festlichkeiten schöne, oft glänzende Lokalitäten zur Verfügung stellt. Manche bedeutende Stadt im Vaterlande besitzt kein Versammlungsgebäude von der Ausdehnung und Ausstattung des Deutschen Hauses in Indianapolis. Der Palast des Germaniaklubs in Chicago enthält eine Flucht von Sälen, wie sie nach meiner Kenntnis weder in Berlin noch in Wien einer geselligen Vereinigung ausschließlich für ihre Zwecke

zu Gebote steht. In der Turnhalle der deutschen Turngemeinde, ebenfalls in Chicago, konnte ich vor einem Auditorium von zweitausend Köpfen sprechen. Ja selbst in „Plattdeutsch-Athen" haben sich die Turner ein eigenes Heim errichtet, das sich sehen lassen darf. Neben die geselligen Freuden und die Turnerei tritt überall die Pflege des Männergesanges; das deutsche Lied steigt aus kräftigen Kehlen empor, die hinterher das deutsche Bier befeuchtet. Ist man aber einmal beim Kommers versammelt zu löblichem Tun, dann sprudelt, ganz wie bei uns, die Redeflut uneingedämmt hervor.

Nein, nicht ganz wie bei uns. Auch die freie Rede hat ja für den Deutsch-Amerikaner noch die Nebenbedeutung, die Muttersprache durch stetige Übung sich und den Seinen zu bewahren. Es ist ein geistiges Turnen, das er betreibt, wenn er sich feierlich erhebt, um in wohlgesetzten Worten seinen Gedanken und Empfindungen freien Lauf zu lassen. Er begnügt sich nicht damit, die Gesundheit bestimmter Personen auszubringen; zum Trinkspruch gesellt er noch die Tischrede. Man wird zunächst seltsam berührt, wenn an festlicher Tafel eine Reihe von allgemeinen Gegenständen behandelt wird in Form von kurzen Vorträgen, teilweise sorglich vorbereitet und ausgefeilt, zuweilen sogar vom Manuskript abgelesen. Die Themata werden von dem „Toastmeister" angekündigt; sie lauten etwa: „Das deutsche Lied" oder „Geistige Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika" oder „Die moderne Literatur". Hat man sich aber in das Ungewohnte dieses Brauches hineingefunden, so überzeugt man sich, daß er nicht platter Schöngeisterei entspringt, sondern aus den tiefsten Wurzeln

der deutsch-amerikanischen Seele organisch erwachsen mußte. Sind auch die Gedanken wahrlich nicht immer neu, die Empfindungen sind immer echt.

Der Kern dieser Empfindungen scheint mir getroffen in einem Satz, den die „Westliche Post" in St. Louis während meiner Anwesenheit schrieb. „Was uns Deutsche in Amerika, die wir die politische Zugehörigkeit zur alten Heimat abgeschworen, dennoch unauflöslich mit jener verknüpft, das ist das reiche und kostbare geistige Erbteil. . . ." Es verknüpft sie aber auch zugleich miteinander; indem sie das Erbteil gemeinsam bewachen und beschirmen, webt sich zwischen ihnen ein Band innerer Zusammengehörigkeit. Eindringlicher als uns klingt ihnen Fausts Mahnwort ins Herz: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Denn solches Erwerben zu solchem Besitz üben sie notgedrungen jeglichen Tag. Sie dürfen den goldenen Hort nicht in der Truhe liegen lassen; sie müssen fortgesetzt daran scheuern, um den fressenden Rost von ihm fernzuhalten. Darum bleibt sein Wert ihnen allezeit gegenwärtig; darum werden sie, bewußt oder unbewußt, zu den höheren Gütern geführt, die dieser Hort — ihre heimische Sprache — in sich schließt. Um deutsch zu bleiben, müssen sie sich vergeistigen.

* * *

Man würde die Deutsch-Amerikaner gründlich verkennen, wenn man annähme, durch den Akzent, den sie auf ihr Deutschtum legen, käme ihr Amerikanertum zu kurz. Nichts liegt ihnen ferner, als einen Staat im Staate bilden zu wollen oder gar im politischen Sinne

sich noch ebenso an die alte Heimat gebunden zu fühlen wie im kulturellen. Für einen Aufsatz „Die Deutschen in Amerika“, den Herbert N. Casson in „Munseys Magazine“, einer vielgelesenen Monatsschrift (Märzheft 1906), veröffentlichte, hat Herman Ridder, der Herausgeber der „Newyorker Staatszeitung“, das Glaubensbekenntnis seiner Stammesgenossen folgendermaßen zusammengefaßt: „Es versteht sich von selbst, daß die Deutschen ihr Vaterland lieben; aber sie lieben auch das Land ihrer Wahl, und ihre ganze Treue gehört diesem Lande, in dem sie sich niedergelassen und ihren Hausstand begründet haben, und auf das für immer ihre und ihrer Kinder sämtliche Interessen sich vereinigen. Ich glaube nicht, daß jemals ein Konflikt zwischen Amerika und Deutschland entstehen könnte; aber es kann keine Frage sein, daß die Deutsch-Amerikaner und die Amerikaner von deutscher Abkunft der amerikanischen Fahne folgen werden, wohin auch immer sie führt.“ In Bezug auf diese Sätze gibt es drüben keine Meinungsverschiedenheit. Es ist wie in der Ehe. Ein rechter Mann weiß die Liebe zu seiner Lebensgefährtin mit der Liebe zu seinen Blutsverwandten sehr wohl zu verbinden; aber im Falle eines Zwistes wird er auf die Seite der Erkorenen treten. Die Erkorene ist für den Deutsch-Amerikaner Amerika.

Man vermute nicht etwa, daß er in dieser Treue nur eine Pflichterfüllung sieht, wie auch ein ernüchterter Ehemann sie aus Anstand zu üben fortfährt. Nein, die Erkorene bleibt ihm die Geliebte; seine leidenschaftliche Neigung zu ihr wächst, je länger er mit ihr verheiratet ist. Das große Staatswesen, dem er sich angeschlossen

hat, entzündet gar bald in ihm jenen Patriotismus, der nicht auf Tradition, sondern auf persönlicher Dankbarkeit, persönlicher Hingabe beruht. Das stürmische Tempo der Aufwärtsbewegung reißt ihn mit; das erweiterte Betätigungsfeld, das seiner Bahn keine natürlichen und keine künstlichen Schranken setzt, beflügelt ihn. Über ihn kommt jene „Lust zu leben", die den Menschen durchströmt, wenn er mitten inne steht im Lenz einer nationalen Entwicklung; jene Lebenslust, die in einem bei uns ungeahnten Grade dort schon mit der Luft eingesogen zu werden scheint.

Die Deutsch-Amerikaner fühlen sich wohl; und zwar nicht nur diejenigen unter ihnen, die ihr Schäfchen ins trockene gebracht haben. Auch in jenen, die von den erträumten goldenen Bergen vorderhand noch nichts zu sehen bekamen, überwiegt die Hoffnungsfreudigkeit bei weitem die Enttäuschung. Die Frage, ob sie den Wunsch hegen, nach Deutschland zurückzukehren, wurde mir fast ausnahmslos verneint, auch von solchen, die in den bescheidensten Verhältnissen leben. Sie wurde mir verneint mit der stets gleichlautenden Motivierung, daß es ihnen nicht mehr möglich sein würde, sich in die Enge der heimischen Zustände zu finden. Als besonders bezeichnend klingt in mir eine Äußerung nach, die ich aus dem Munde eines angesehenen Universitätslehrers vernahm. „Ich könnte mir vorstellen," sagte er, „daß ich mich in Europa zur Ruhe setze; aber lehren und schaffen mag ich nur hier." Und doch — welch wunderlicher Widerspruch der Menschennatur — Heimweh haben sie alle.

Sehnt sich nicht auch der Reichgewordene, der seinen

weitläufigen Palast nicht um die Welt mehr preisgeben möchte, nach dem niederen Stübchen zurück, in dem er, wenn er nicht sehr vorsichtig war, mit dem Kopf an die Decke stieß? Hier in dem Palast ist Bewegungsfreiheit und Helligkeit und Behagen; dort in dem Stübchen aber war Poesie. Ja, wäre sie auch in Wirklichkeit nicht darinnen gewesen, so würde sie jetzt von seiner rückschauenden Phantasie hineingezaubert. Die engen Zustände, denen die Deutsch-Amerikaner sich so völlig entwachsen fühlen, ziehen sie doch wieder magisch an, nicht als eine Realität, sondern als eine Illusion. Ihr Gemüt idealisiert, was ihr Verstand verwirft. Sie können im gleichen Atem von der alten Heimat mit verhimmelndem Enthusiasmus und mit überlegener Satire reden. Sie sehnen sich nach ihr, noch während sie über sie absprechen; oder richtiger, sie sprechen über sie ab, um sich nicht allzusehr nach ihr sehnen zu müssen. Denn Heimweh haben sie alle.

Je länger sie im Lande wohnen, je mehr also zwischen sie und ihre Geburtsstätte sich der verklärende Duft der Entfernung legt, ein desto unwirklicheres Deutschland malt sich ihrem inneren Auge, eine Fata Morgana, ein schönes Märchen, dem sie den Namen Heimat geben, das aber auf der Landkarte nicht aufzufinden ist. Mögen sie noch so stolz sein auf die Machtentfaltung des neuen Reiches und auf die gewichtige Stimme, die es im Rate der Völker errungen hat, das Land, das sie mit der Seele suchen, ist ein anderes: das alte, liebe, romantische Deutschland der Dichter und Denker und Träumer. Sieht man näher zu, so entdeckt man, daß, ebenso wie dieses ihr Deutschland der Vergangenheit angehört, sie

selbst einen Typus darstellen, der daheim so gut wie ausgestorben ist. Das große Jahr, das bei ihrer Weltanschauung Pate gestanden hat, heißt nicht 1870, sondern 1848. So wie die Deutsch-Amerikaner heute sind, war der Deutsche vor Bismarck. Die Charakterwandlung, die der eine Gewaltige seinem ganzen Volke aufgezwungen, die haben sie nicht mitgemacht. Eine ältere Entwicklungsstufe des Deutschtums, die wir nur noch aus Büchern kennen, hat sich in ihnen lebendig erhalten, und vielleicht haben sie damit einiges bewahrt, was auch bei uns nicht hätte verloren gehen sollen und darum nicht nur einen Reliquienwert besitzt. Die Zeichen der Zeit sprechen wenigstens dafür, daß wir in etlichen Dingen dort wieder anknüpfen müssen, wo sie stehen geblieben sind. So viel ist jedenfalls gewiß, wer heute dem deutschen Michel begegnen will, wie er jahrhundertelang gewesen, jenem weichen, schwärmerischen, ab und zu etwas weltfremden Idealisten, der muß nach Amerika gehen.

Kein Wunder daher, daß die Deutsch-Amerikaner als zu ihrem Schutzpatron noch immer zu Friedrich Schiller beten. Die Feier seines hundertsten Todestages in Deutschland hatte etwas Künstliches und verriet stellenweise in ihren überlauten Ovationen das schlechte Gewissen der Ungetreuen, die eine lange Vernachlässigung durch reiche Opfergaben mit einem Male wettmachen wollen. In Amerika hat man diesen Gedenktag mit der gleichen lodernden Begeisterung gefeiert, mit der man in Deutschland den von 1859 beging. Schiller hat in den Vereinigten Staaten mehr Denkmäler als irgend ein anderer Ausländer, und wo ein solches fehlt, da plant

man dessen Errichtung. Steht man vor seinem Standbild im Lincolnpark zu Chicago, nahe dem Ufer des Michigansees, dann empfindet man, was dieser Einzige den Deutschen im Auslande ewig bedeuten wird, und fühlt sich versucht, seinen Verkleinerern zuzurufen: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen."

Weit weniger gut als ihm ist es zwei anderen großen Deutschen mit ihren amerikanischen Denkmälern ergangen: dem großen Friedrich, Preußens genialem und vergöttertem König, in Washington, und dem großen Heinrich, Düsseldorfs genialem und verleugnetem Sohn, in Newyork. Man erinnert sich der tragikomischen Geschichte des Heine-Monuments. Der schon bei Lebzeiten heimatlose Dichter sollte in dem Vaterlande, das er noch in seinem ätzenden Spott inniger geliebt hat als ein ganzes Schock heutiger Dutzendpatrioten in ihrem Hurrageschrei, auch nach seinem Tode keine Heimstätte finden. Der Hertersche Loreleibrunnen, der schon einem Kompromiß seine Gestaltung verdankt, indem er am Sockel der Lorelei den Kopf ihres Schöpfers nur in einem kleinen Reliefbilde zeigt, mußte eine wahre Odyssee durchmachen, bis endlich die Deutschen von Newyork ihm ein Asyl anboten. Es gibt zwar allerlei Städte, zu denen Heine nähere Beziehungen hat; aber immerhin, besser dort als nirgends. So wenigstens sagt man sich, solange man das Denkmal nicht gesehen hat. Nachdem man es aber gesehen hat, sagt man sich: Besser nirgends als dort.

Das Asyl erweist sich nämlich als ein raffiniertes Versteck. Keinem Besucher von Newyork, auch wenn er die Stadt nach allen Richtungen durchstreift, wird es jemals von selbst sich darbieten, und wer den ausge-

sprochenen Willen besitzt, es aufzusuchen, der beherzige den von Baedeker bei schwierigeren Partien erteilten Rat: Nicht ohne Führer. Ja sogar dann rechne er noch nicht auf einen sicheren Erfolg. Der Herr, der meine Führung freundlichst übernahm, hatte dem Denkmalkomitee angehört und der Einweihungsfeier beigewohnt; er war daher von der Überzeugung durchdrungen, den entlegenen Ort genau zu kennen, und versprach, mich per Automobil in gerader Linie hinzubefördern. Gesagt, getan; wir fuhren mit voller Geschwindigkeit fast eine Stunde lang; die Häuser wurden spärlicher, immer spärlicher; schließlich waren wir auf freiem Felde angelangt. Eine trostlose Gegend, wie sie jedes große Weichbild umgürtelt: nicht mehr Stadt und noch nicht Land. „Hier soll das Heine-Denkmal sein?" fragte ich mit gelindem Schauder. Mein Führer versicherte mir, jetzt müßten wir gleich hinkommen. Immer stiller und öder wurde es ringsum; endlich begann es auch ihm unheimlich zu werden. Wir machten kehrt, fuhren kreuz und quer, wiederholten die Odyssee, die das Denkmal selbst zu bestehen hatte, im kleinen; Passanten, Kutscher, Polizisten wurden konsultiert und gaben widerspruchsvolle Auskünfte. Der größte Teil des Vormittags war draufgegangen, als wir zu guter Letzt das Ziel der Expedition erreichten. Bei der 161. Straße, nicht mehr auf der Insel Manhattan, sondern in einer Vorstadt jenseits des Harlemflusses, in einem noch wenig bebauten Quartier, fernab von allem menschlichen Verkehr — da steht wirklich und wahrhaftig das Monument zum Gedächtnis des deutschen Dichters Heinrich Heine.

Von einer hübschen kleinen Gartenanlage wird es

umgeben, die ihm einen anmutigen Rahmen schafft. Gegen den Platz an sich ist nichts einzuwenden, als daß er nicht ganz wo anders ist. Ein Denkmal, das seinem Namen zum Trotz niemanden veranlaßt, an den Mann zu denken, den es ehren soll; eine Erinnerungsstätte am Gestade der Vergessenheit. Außer zwei wachestehenden Schutzleuten war weit und breit kein lebendiges Wesen zu erblicken. Fürwahr ein sonderbarer Heiliger, jener Vandale oder Fanatiker, der vor Jahr und Tag diesen unschädlich gemachten Dichterbrunnen verstümmelte! Oder sollte er gar ein verkappter Heineverehrer gewesen sein und hätte nur durch ein heroisches Mittel die Aufmerksamkeit auf das verheimlichte Werk hinlenken wollen? Man hat den Schaden inzwischen wieder ausgebessert; aber da es dem armen Heine nun einmal bestimmt scheint, auch im Tode der Pechvogel zu bleiben, der er im Leben war, so ist infolge einer in der Nachbarschaft ausgeführten Felssprengung eine Sockelfigur neuerdings beschädigt worden. Die Lorelei blickt auf die verwundete Rheinnixe melancholisch hinab und weiß nur zu gut, was es bedeuten soll, daß sie so traurig ist. . . .

Welch drollige Ironie, daß der gewaltige Preußenkönig, der von der deutschen Literatur so gering dachte, da drüben das Los des verketzerten Poeten teilen muß! Sein vom deutschen Kaiser den Vereinigten Staaten geschenktes ehernes Standbild ist ebenfalls kaltgestellt. Der Platz, den man ihm angewiesen hat, liegt am äußersten Südzipfel von Washington, wo die Füchse sich gute Nacht sagen, auf der Terrasse des noch im Bau befindlichen Army War College. Der Weg führt durch das ärmlichste Viertel der Stadt, dann durch ein Stück Wüste,

endlich an einer Reihe von Kasernenbauten vorbei. Niemand vom Zivil verirrt sich dorthin. Die unmittelbare Umgebung soll nach Vollendung des großen Gebäudes freundlicher werden; vorläufig sieht sie aus wie die Welt vorm ersten Schöpfungstag. Das Standbild selbst wird gegenwärtig noch von einem Bretterzaun umschlossen, der eines Hühnerstalls würdig wäre. An dieser Stelle kann das Danaergeschenk, das bekanntlich nur mit bittersüßer Miene angenommen wurde, der republikanischen Volksgesinnung unmöglich ein Ärgernis bereiten. Unleugbar bekundet sich ein auf die Spitze getriebener politischer Doktrinarismus darin, daß die Amerikaner einen Monarchen auch dann nicht verherrlicht sehen wollen, wenn er noch außerdem ein großer Mann gewesen ist. Aber wie, wenn sie den Spieß umgedreht hätten? Wie, wenn sie als Gegengeschenk einen Washington oder Lincoln nach Berlin gestiftet hätten? Es ist stark zu bezweifeln, daß dann der Freiheitsheld just vor dem Schloß oder in der Siegesallee zur Aufstellung gelangt wäre.

Was leisten die Deutsch-Amerikaner in und für Amerika? Diese Frage hat gerade in der letzten Zeit sehr entgegengesetzte Beantwortungen erfahren. Nur in einer Hinsicht herrscht Übereinstimmung; die außerordentlichen Verdienste, die sich der deutsche Farmer um den amerikanischen Boden erworben hat, werden von allen Seiten gebührend anerkannt. Im übrigen aber gehen die Urteile auseinander, und zwar muß es vorweg peinlich auffallen, daß die günstigen meist aus dem Munde von Anglo-Amerikanern und die ungünstigen meist aus dem Munde von Reichsdeutschen stammen. In dem oben erwähnten Aufsatz in „Munseys Magazine“ hat Casson

seinen deutschen Mitbürgern ein Loblied gesungen; er hat liebevoll untersucht, was alles die Vereinigten Staaten ihrer Betätigung zu danken haben; er hat festgestellt, daß sie namentlich auch in sämtlichen höheren Berufen sich ausgezeichnet haben und noch auszeichnen. Er führt an, daß nach einer sorgfältig zusammengebrachten Liste unter den lebenden Deutsch-Amerikanern sich zweihundertunddreißig Träger berühmter Namen befinden. Und zwar enthält diese Ehrentafel vierundvierzig Professoren, vierzig Musiker, vierundzwanzig Großkaufleute, dreiundzwanzig Geistliche, neunzehn Mediziner, vierzehn Künstler, zwölf Juristen, elf Politiker, zehn Techniker, neun Schriftsteller und neun Journalisten. Der Löwenanteil fällt also zwei Professionen zu, in denen Deutschlands Vorrang noch immer unbestritten ist: der Wissenschaft und der Musik. Man gibt es in Amerika unumwunden zu, daß man auf beiden Gebieten den heutigen Stand nicht einnehmen würde, hätten hier nicht deutsches Vorbild und deutsche Unterweisung bahnbrechend und zielzeigend gewirkt. Was die Musik betrifft, so lasse ich Casson das Wort: „Es ist durchaus keine Übertreibung, wenn man sagt, daß die Sängerbünde mehr als irgend etwas anderes dazu beigetragen haben, im amerikanischen Volk die Liebe zur Vokalmusik auszubilden. Und hinsichtlich der Instrumentalmusik ist es unser Gesamteindruck, daß mindestens jeder dritte Musiker in unseren Orchestern ein Deutscher ist. Die meisten der großen Sänger, Instrumentalisten und Kapellmeister, die unser Land besuchen, sind Deutsche. Unsere leitende Musikkritik und unsere ganze musikalische Atmosphäre sind zum überwiegenden Teile teutonisch."

In die Wirksamkeit deutscher Gelehrten und Lehrer habe ich selbst erfreuliche Einblicke tun dürfen. In verschiedenen höheren Schulen habe ich dem deutschen Unterricht beigewohnt und unter anderm aus Indianapolis meinem verehrten Freunde Paul Heyse berichten können, daß ich eine Klasse von etwa vierzehnjährigen Knaben und Mädchen beschäftigt fand, seine Novelle „L'Arrabbiata" zu lesen und ins Englische zu übersetzen. Meine Besuche in zwei Musteranstalten, der von Direktor Emmerich geleiteten Manual Training High School zu Indianapolis und der deutsch-englischen Akademie zu Milwaukee, die unter Direktor Griebschs Verwaltung als eine der angesehensten rein deutschen Schulen des Landes dasteht, werden mir unvergeßlich bleiben. Einen der schönsten Abende habe ich im Kreise der deutschen Lehrer höherer Schulen von Newyork verbracht. In den Universitätsstädten hat zwangloser Verkehr mir einen Begriff von der hohen und freien Auffassung gegeben, mit der deutsche Professoren ihrem amerikanischen Lehramte obliegen. Die Namen meiner Gastfreunde in Harvard, des Literarhistorikers Kuno Francke und des Philosophen Hugo Münsterberg, kennt und schätzt man auch bei uns; man weiß, wieviel diese beiden Männer in Schrift und Wort zur Förderung gegenseitigen Verständnisses beigetragen haben. In gleichem Geiste wie sie wirken die Professoren Hohlfeld und Voß in Madison, Klaeber in Minneapolis, Heller in St. Louis und viele andere.

Die stärkste Persönlichkeit, die dem Deutsch-Amerikanertum bisher beschieden war, der herrliche Mann, zu dem seine Stammesgenossen anderthalb Menschenalter lang als zu ihrem geistigen Führer und schließlich als

zu ihrem ehrwürdigen Patriarchen emporblickten, ist nun freilich heimgegangen: Karl Schurz. Er, der in seiner Jugend einen deutschen Dichter aus Kerkermauern befreite und später um sein neues Vaterland als Krieger, Staatsmann und politischer Reformator sich unvergängliche Verdienste erwarb, schien eigens von der Natur geschaffen, zwischen der Alten und der Neuen Welt eine Brücke zu schlagen. Keiner hat so viel wie er dafür getan, das Deutschtum drüben zu Ehren zu bringen, eben weil er durch sein leuchtendes Beispiel zeigte, wie man bei treuer Wahrung der ererbten Kultur ein großer amerikanischer Patriot werden kann. Die fast unmögliche Aufgabe, zwei Sprachen mündlich und schriftlich mit gleicher Vollkommenheit zu bewältigen, hat er durch geniale Veranlagung und zähen Fleiß zu lösen gewußt. Er blieb ein vortrefflicher deutscher Stilist, und von amerikanischer Seite wurde ihm das Zeugnis ausgestellt, daß er ein klassisches Englisch sprach und schrieb. Als eine besondere Schicksalsgunst muß ich es betrachten, daß ich wenige Wochen vor seinem Scheiden noch die Hand dieses teuren Mannes drücken und an seinem gastlichen Tische sitzen durfte. Der ungebrochenen Hünengestalt mit dem aufrechten Denkerhaupt und den feurig blitzenden Jünglingsaugen war es nicht anzusehen, daß der Schnitter schon vor der Pforte stand. Ich mußte ihm über meine Erfahrungen im Lande berichten und wurde mit erwärmt von der warmen Freude, die jedes günstige Urteil und jedes Eingeständnis froher Überraschungen in ihm wachrief. Wer diese strengen Züge von einem gütigen Lächeln gemildert, diesen befehlenden Blick von einer kindlichen Heiterkeit durchglänzt sah, der

konnte nicht zweifeln, daß auch der markige Mann der Tat im Grunde seines Herzens ein echter deutscher Idealist war, berufen, alles, was er anfaßte, zu veredeln. Wenn man von Schiller zu Bismarck eine Linie zieht, so stand er in der Mitte dieser Linie. Wäre er im Vaterland geblieben, so wäre der Sprung vom einen zum andern weniger schroff geworden. Er war der größte Verlust, den die Folgen des Jahres 1848 dem heimischen Bestand an Mannheit zufügten.

Die zunehmende Achtung, die den Deutschen Amerikas sowohl von den offiziellen Kreisen wie von der Volksstimme in ihrem neuen Vaterlande gezollt wird, könnte ihnen genügen, wenn sie ausschließlich Amerikaner sein wollten. Aber wie ein guter Sohn, der es draußen in der Welt zu etwas gebracht hat, vor allem wissen mag, was man in seinem Vaterlande davon hält, und ob die Anhänglichkeit, die er für dieses hegt, dort auch für ihn noch lebendig ist, so lauschen sie nach Deutschland hinüber, begierig auf jedes Echo der Liebe und auf jeden Zuruf des Beifalls oder der Ermutigung. Klingt ihnen aber statt dessen kalter, abweisender Tadel entgegen, dann geht es ihnen wie jedem, der seine Zuneigung nicht erwidert sieht: entweder er wird abgekühlt, oder er wird verbittert. Dieser Gefahr sollten die Reichsdeutschen sich bewußt sein, die mit dem Deutsch-Amerikanertum öffentlich ins Gericht gehen; ihre kritischen Verdikte würden dann wohl vielfach milder in der Form und vorsichtiger im Inhalt ausfallen. Die außerordentliche Tragweite solcher Richtersprüche kann man aus der Ferne kaum ermessen; ich aber habe reichlich Gelegenheit gehabt, als Augen- und Ohrenzeuge zu beobachten, wie aus einem

in diese empfängliche Ackerfurche gestreuten schlimmen Wort eine schlimme Saat aufschießt. Während meiner Anwesenheit waren es hauptsächlich die gerade in der „Kölnischen Zeitung" erschienenen messerscharfen Anklagen des geistvollen Leipziger Historikers Karl Lamprecht (jetzt in seinem Buche „Americana" wieder abgedruckt), die eine tiefgehende Verstimmung hervorriefen. Sie waren das allgemeine Tagesgespräch, und je nach dem Temperament der einzelnen vernahm ich bald im Tone der Niedergeschlagenheit, bald in dem der Empörung beredtes Bedauern darüber, daß ein Mann von solchem Namen und Einfluß gegen die Deutsch-Amerikaner bei ihren Landsleuten daheim so unglimpfliche Vorwürfe erhebe. Auch in öffentlichen Ansprachen wurde dieses Thema immer wieder berührt, zum Beweis, daß es allen am Herzen lag.

Wenn Lamprecht sich bis zu der Behauptung versteigt (die er übrigens am Schluß seines Buches selbst wieder abzuschwächen sucht), daß in Amerika der Deutsche als Deutscher versagt und nicht einmal als der bekannte Völkerdünger angesehen werden kann, so braucht man nur auf die von mir angeführten Tatsachen hinzudeuten, um ein solches allgemeines Verdammungsurteil als völlig unzutreffend zu widerlegen. Schwerer wiegt sein Vorwurf, die Deutschen hätten in den Vereinigten Staaten einen traurigen Mangel an politischem Verständnis an den Tag gelegt und damit gezeigt, daß sie „einer Beteiligung an der Politik einfach nicht fähig" sind. Ist dieser Vorwurf stichhaltig?

Es läßt sich nicht bestreiten: Wenn die Deutschen auch in den Kriegen der Union sich rühmlichst hervor-

getan und im Frieden sich als gute Staatsbürger bewährt haben, an der aktiven Politik des Landes haben sie nicht den Anteil genommen, der ihrer Zahl und ihrer Intelligenz entspricht. In einer Tischrede, die ebenfalls gegen Lamprecht polemisierte, führte zwar während meines Aufenthaltes in Cincinnati einer der ersten dortigen Deutschen, Richter Bode, eine stattliche Reihe von Landsleuten auf, die im politischen Leben ehrenvoll hervorgetreten sind. Das ändert aber nichts daran, daß nur der eine Karl Schurz als Minister in der Bundesregierung eine leitende Stellung eingenommen hat, daß gegenwärtig der Kongreß nur zwei deutsche Namen, der Senat keinen einzigen aufweist. Nur muß man, um diese Sachlage gerecht zu würdigen, nicht übersehen, wie gering der Stand des Berufspolitikers von der öffentlichen Meinung Amerikas heute noch gewertet wird, und wie wenig es feiner organisierte Geister verlocken kann, in die Arena des Parteigetriebes, in der allein politische Preise zu erbeuten sind, hinabzusteigen. Das Haupthindernis liegt indes für die Deutsch-Amerikaner in ihrer sprachlichen Doppelstellung, und diese darf ihnen doch wahrlich, da sie dem treuen Festhalten an ihrer Muttersprache entspringt, gerade von deutscher Seite zuletzt verargt werden. Ein Politiker muß da drüben, mehr noch als anderswo, vor allem ein Redner sein, und wer noch in deutscher Sprache denkt, dem wird es natürlich nicht leicht fallen, der englischen derart mächtig zu werden, wie es für die oratorische Bearbeitung der Massen notwendig ist. Aber damit nicht genug: liegen denn überhaupt die stärksten Vorzüge des deutschen Nationalcharakters auf politischem Gebiet? Kann auf diesem das

Größte gesucht werden, was die Deutschen für sich und die Menschheit geleistet haben?

Sie haben verschiedene Male große politische Führer gehabt; aber die längste Zeit über sind sie kein politisches Volk gewesen, am allerwenigsten während ihrer höchsten Kulturblüte im achtzehnten Jahrhundert. Die aufwühlenden Ereignisse des neunzehnten, von der Napoleonischen Bedrückung angefangen, haben — zum erstenmal in einer zweitausendjährigen Geschichte — die deutsche Nation zu wirklichem politischen Leben geweckt, und ein gewaltiger Lehr- und Zuchtmeister hat dieses auf eine Höhe gehoben, von der es jetzt, nachdem die Großtaten geschehen, das Reich errichtet und ausgebaut worden, schon merklich wieder herabgeglitten ist. Für sein rasches Abflauen spricht zum mindesten die wachsende Bedeutungslosigkeit unserer Parlamente, in denen nach dem allmählichen Verschwinden der Charakterköpfe aus der Bismarckschen Zeit der Mangel an großzügigen oder auch nur eigenartigen politischen Persönlichkeiten immer fühlbarer wird. Aber einerlei, wie man nach diesen Erwägungen den Deutschen im Vaterlande das Horoskop stellen mag, die Deutschen im Auslande haben sicherlich noch andere, ebenso dringende Kulturaufgaben zu erfüllen, wie die politische Aktivität es ist; sie haben noch andere Wege, ihr Bestes, ihr Eigentümlichstes zu geben und dadurch mittelbar auch auf die Politik ihrer Adoptivheimat einen läuternden Einfluß zu üben.

Auf alle Fälle wird man ihnen von vaterländischer Seite manches zu gute halten müssen, solange sie einen erheblichen Teil ihrer Energie darauf verwenden, deutsch zu bleiben. Sie tun das nicht aus kühler Überlegung,

sondern aus innerem Zwang; darum ist es unpsycho-
logisch, ihnen zu raten, sie möchten doch diese fruchtlose
Anstrengung nicht länger fortsetzen und je eher je besser
ihr unvermeidliches Geschick, die kulturelle Verschmelzung
mit dem Volkstum, dem sie fortan dauernd angehören,
freiwillig vollenden. Wer mit allen Fasern seines Wesens
an seiner Familie hängt, dem mag man tausendmal vor-
reden, es sei praktischer für ihn, sich gänzlich von ihr
loszulösen; man wird ihn damit höchstens verwunden,
aber nicht verwandeln. Niemand, der nicht absichtlich
seine Augen verschließt, kann verkennen, daß dem deutschen
Element als solchem in Amerika keine selbständige Zu-
kunft beschieden ist, und daß bei der Assimilationskraft
der immer fester zu innerlicher Einheit zusammenwachsen-
den amerikanischen Nation jener Aufsaugungsprozeß
früher oder später sich vollziehen muß. Das Deutschtum
kann und will drüben keine Proselyten machen, und in-
wieweit es im stande ist, seinen Besitzstand zu wahren,
das wird wesentlich von einem äußeren Faktor bedingt
werden: von der Stärke des Nachschubs frischer Re-
serven aus der Heimat. Aber die schwarzseherischen
Propheten, die es schon heute als totgeweiht bezeichnen
und ihm einen vorzeitigen Grabgesang anstimmen, wird
es noch lange überdauern. Und sich selber den Garaus
zu machen, dazu hat es bei der festen Gesundheit, deren
es sich bis jetzt erfreut, erst recht keine Lust. Wenn den
Deutschen im Auslande mit Recht nachgesagt worden
ist, daß sie schneller als die Angehörigen anderer
Völker ihre Sprache und ihre Abkunft verleugnen, die
Deutsch-Amerikaner bezeugen durch ihre frischfröhliche
Beharrlichkeit das Gegenteil. Auch den Vorwurf, daß

sie nicht zusammenhalten, hat Lamprecht gegen sie erhoben; aber wenn sie drüben zusammenhalten sollen, dann darf man ihnen hüben den Zusammenhalt mit dem Vaterlande nicht erschweren. Sie verdienen und sie benötigen die moralische Unterstützung der Deutschen daheim.

Erziehung und Unterricht

Wenn ich sagen soll, was in Amerika mich in das größte Erstaunen versetzt und meine Erwartungen am weitesten übertroffen hat, so antworte ich: es sind nicht die Wolkenkratzer, nicht die Dimensionen des Landes, nicht die Riesenhaftigkeit aller Lebensverhältnisse; es ist vielmehr das Bildungs- und Unterrichtswesen. Mit demselben Recht, wie man vorgibt, dieses Volk sei von einer unersättlichen Erwerbsgier besessen, kann man auch behaupten, es sei von einem unstillbaren Wissensdurst beherrscht. Der Respekt, den man drüben vor der Bildung hat, grenzt an mystische Verehrung; nirgends in der Welt werden dem Studium so gewaltige Summen geopfert. Hat jemand Reichtümer zusammengerafft, so besteuert er sich selbst durch fürstliche Stiftungen für Schulen, Universitäten und Bibliotheken. Millionen und aber Millionen werden jährlich von Privaten der Volkserziehung zur Verfügung gestellt. Es ist der heißeste Wunsch des Selfmademan, daß seine Söhne mehr lernen als er selbst. Dieser Trieb kennt weder einen Unterschied der Geschlechter noch der Klassen; er erstreckt sich bis in die untersten Schichten, und ein ebenso großartiges wie verwickeltes System von Bildungsanstalten sucht ihm Genüge zu tun.

Schon jene Seite des Lerneifers, mit der ich zunächst persönliche Bekanntschaft machte, mußte mich verblüffen: die Verbreitung der deutschen Sprachstudien. Ehe ich meine Reise antrat, wurde mir von Leuten, die Amerika zu kennen glaubten, wiederholt versichert, daß ich mit deutschen Vorträgen nur das Ohr der Deutsch-Amerikaner erreichen könne. Die Erfahrung hat mich eines anderen belehrt. Auch dort, wo in meinem Auditorium das deutsche Element überwog, war stets eine ansehnliche Minderheit von Anglo-Amerikanern vorhanden, die unsere Sprache sich angeeignet hatten, und die Gelegenheit wahrnahmen, sie zu üben. Das gilt von meinen Vorträgen vor einem gemischten Publikum; so oft ich aber zu einem akademischen Kreise sprach, gab es nachweislich nur verschwindend wenige Deutsche unter meinen aufmerksamen und empfänglichen Zuhörern.

Ich habe als Redner die Gastfreundschaft von vierzehn Universitäten der Vereinigten Staaten genossen. In dieser Zahl sind fast alle diejenigen enthalten, die ihrem Besuch und ihrer Bedeutung nach die erste Reihe einnehmen: die Columbia-Universität in Newyork, die Pennsylvania-Universität in Philadelphia, Harvard in Cambridge und Yale in Newhaven, Princeton und Ithaca, die Washington-Universität in St. Louis und die Universität von Chicago, die Staatsuniversitäten von Ohio, Wisconsin und Minnesota in Columbus, Madison und Minneapolis. Nicht nur überall dort, sondern auch an den kleineren, weniger bekannten Anstalten von Bloomington, Indiana und Columbia, Missouri fand ich eine oft bis zu tausend Köpfen starke, größtenteils aus Studenten und Studentinnen bestehende anglo-amerikanische

Zuhörerschaft, die willig und fähig war, einem deutschen Vortrag zu folgen. Ihre bloße Anwesenheit hätte ja für den Grad ihres Sprachverständnisses noch nichts bewiesen, und auch ihr lautloses Aufmerken hätte erheuchelt sein können; aber es gibt eine untrügliche Probe: wer lacht, der begreift. Und diese Probe wurde, sobald ich einen Scherz machte oder Humoristisches vortrug, jedesmal durch prompte Heiterkeit bestanden. Als ich in Detroit sprach, wurde ich von einer Anzahl von Studenten begrüßt, die, um Deutsch reden zu hören, eigens von ihrer eine Eisenbahnstunde entfernten Universitätsstadt Ann Arbor herübergereist waren.

Man wird mir nachfühlen, daß ich über diese Tatsachen Verwunderung empfand und äußerte. Daraufhin wurde mir von den Professoren erwidert, daß es sich hier allerdings um eine ziemlich junge Erscheinung handle. Von dem allgemein gesteigerten Interesse für deutsche Kultur beeinflußt, ist das Studium unserer Sprache neuerdings in mächtigem Aufschwung begriffen. Die höheren Lehranstalten lassen dem Schüler die Freiheit, zwischen zwei modernen Sprachen, Französisch und Deutsch, zu wählen; nur eine von beiden ist obligatorisch. Der Fall aber ist nicht selten, so sagte man mir, daß in den nämlichen Instituten, wo noch vor einem Jahrzehnt drei Viertel der Schüler Französisch vorzogen, heute drei Viertel sich für Deutsch entscheiden. Man liest in den amerikanischen Schulen nicht nur die Werke unserer klassischen, sondern auch die unserer modernen Literatur. Schriften von Heyse, Rosegger, Hauptmann, Sudermann, Baumbach sind in besonderen Schulausgaben erschienen, ebenso auch mein Märchendrama „Der Talisman“, das

ich zu meiner nicht geringen Überraschung auf dem offiziellen Lehrplan verzeichnet fand.

Als ein weiteres Symptom für die Beflissenheit, mit der Jung-Amerika Deutsch lernt, darf es gelten, daß die Direktoren Conried und Wachsner mit ihren Theatern von Newyork und Milwaukee alljährlich an benachbarten Universitäten mehrere deutsche Vorstellungen, ausschließlich für die Studierenden, veranstalten, deren Gesamterträgnis sie großmütig den Fonds der germanistischen Abteilungen zufließen lassen. Aber auch die Studierenden selbst spielen zu Übungszwecken deutsche Stücke; es gibt kaum eine Generation unter ihnen, die nicht wenigstens in Freytags „Journalisten" einmal gemimt hat. Aus dem gleichen Nährboden erwuchs das vor einigen Jahren begründete und vom deutschen Kaiser beschenkte Germanische Museum in Harvard, das unter der umsichtigen und hingebenden Leitung Kuno Franckes schon jetzt einen guten Überblick über die mittelalterliche deutsche Kunst ermöglicht.

An den größeren Universitäten haben sich die Studierenden des „German Department" zu deutsch-akademischen Vereinen zusammengetan, nicht nur behufs gegenseitiger wissenschaftlicher Anregung, sondern auch um in geselligen Zusammenkünften die Formen und den Geist unserer Fidelitas bei sich einzubürgern. In Princeton und in Newyork veranstalteten diese Vereine unter Beteiligung der Professoren mir zu Ehren je einen Kommers, an dem jedes deutsche Burschenherz seine helle Freude gehabt hätte. Die geborenen Amerikaner hielten deutsche Bierreden, ohne zu stocken, rieben deutsche Salamander, ohne nachzuklappen, und sangen die schönsten

Lieder unseres Kommersbuches, ohne aus dem Takt zu geraten. Als sie aus jugendfrischen Kehlen die herrliche, festlich-wehmütige Melodie anstimmten: „O alte Burschen-herrlichkeit, wohin bist du verschwunden," da summte ich, gedenkend, an welcher Stelle des Erdbodens ich mich befand, unwillkürlich die Variante mit: „O neue Burschen-herrlichkeit, wo bist du auferstanden!" Wahrlich, die Söhne der Deutsch-Amerikaner dürfen ihr Deutsch schon aus dem triftigen Grunde nicht verlernen, damit nicht die Söhne der Anglo-Amerikaner sie beschämen.

Auch was ich im übrigen vom amerikanischen Studentenleben gesehen habe, konnte nur sympathisch auf mich wirken. Ich will die Poesie unseres heimischen Burschentums, von der wir alle bis ins Alter hinein zehren, gewiß nicht verkleinern, noch auch die Ehrwürdigkeit unserer in graue Väterzeit zurückweisenden akademischen Sitten antasten; aber zweierlei muß jedem, der aus Deutschland kommt, beim Anblick amerikanischer Studenten angenehm auffallen: man sieht keine zerhackten und keine versoffenen Gesichter. Die akademische Jugend der Neuen Welt kennt weder Duelle noch Mensuren; an deren Stelle tritt der Sport, der noch in seinen bedenklichen Übertreibungen und Ausschreitungen mir gesünder und menschenwürdiger scheint, als der barbarische Brauch der gegenseitigen Gesichtsverstümmelung. Bezeichnet er doch ein fortgeschrittenes Stadium menschlichen Ehrgeizes, da er das aus dem Urzustand übernommene kriegerische Prinzip des Zweikampfes durch das erst von der Kultur geschaffene friedliche Prinzip des Wettkampfes ersetzt. Roheit kann freilich auch dabei zum Ausbruch gelangen; aber das Fußballspiel, das am ehesten zu ihr verführt,

ja sogar schwere Körperverletzungen nicht ausschließt, ist keineswegs das eigentliche Nationalspiel der amerikanischen Jugend; an einigen Orten ist es bereits gänzlich abgeschafft. Als Nationalspiel hat vielmehr der Base-Ball zu gelten, der von seinen Spielern weit weniger rohe Kraft als Gewandtheit, Geistesgegenwart und Schnelligkeit fordert. Alle Universitätsstädte haben ihren eingehegten Base-Ball-Platz, den wie bei unseren Wettrennbahnen stolze Tribünen umgeben. Auf dieser Walstatt werden vor einer tausendköpfigen Zuschauermenge mehrmals im Jahr die Turniere zwischen den Mannschaften verschiedener Universitäten ausgefochten, und wenn man einen amerikanischen Studenten fragt, welche Universität gegenwärtig die führende sei, so kann es leicht geschehen, daß er diejenige nennt, die aus dem letzten Base-Ball-Turnier als Sieger hervorging. Die oft ins Maßlose gesteigerte Leidenschaftlichkeit, mit der diese Sportkämpfe betrieben und von der ganzen Nation verfolgt werden (die Zeitungen bringen spaltenlange Berichte darüber), hat natürlich die Schattenseite, das Interesse vom Studium abzulenken, und eine Sache, die doch schließlich nur als Mittel zum Zweck ihre volle Berechtigung hat, zum Selbstzweck zu erheben. Aber dafür begegnet man dort auch nicht den schmalschultrigen, engbrüstigen und bleichsüchtigen Brillenträgern, die in so betrüblicher Anzahl unsere Hörsäle bevölkern; und es ist immer noch besser, daß die amerikanischen Studenten ihre Zeit mit Kräftigung ihrer Muskeln und Nerven, als mit Frühschoppen und Vespertrunk und durchkneipten Nächten verschwenden. Im Lande der Temperenz trinkt die studierende Jugend wenig oder gar nichts; sie ist nicht „feuchtfröhlich“ wie

bei uns, aber sie beweist jedenfalls, daß die Fröhlichkeit auch ohne Feuchtigkeit bestehen kann. Denn an harmlosem Übermut gibt sie den deutschen Kommilitonen nichts nach.

Das merkt man schon, wenn man sie ihren „Yell“ ausstoßen hört. Das ist gleichsam ein geschriener Salamander. Jede Universität hat einen solchen ihr eigentümlichen Ruf, der in der Verherrlichung der Alma mater oder einer zu ehrenden Persönlichkeit gipfelt. Die einzelnen Buchstaben des betreffenden Namens werden von der Korona im rhythmischen Chor laut und rasch hervorgeschmettert und dann der ganze Name wiederholt. Auf solche Art wurde ich von dem studentischen Galeriepublikum angedonnert, als ich im Theater zu Philadelphia auf der Bühne erschien. Aber ich hatte auch Gelegenheit, die lustigen Musenjünger bei selbsttätiger Ausübung theatralischer Künste zu belauschen. In einem akademisch-dramatischen Verein der Harvard-Universität, der den vielversprechenden Namen „Hasty Pudding Club“ trägt, wohnte ich der Aufführung einer Operette bei, die von Studenten verfaßt, komponiert und inszeniert war. Ein Student dirigierte das aus Studenten bestehende Orchester, und Studenten spielten, sangen und tanzten sämtliche Männer- und Frauenrollen. Text und Musik zeigten wenig originelle Erfindung und mangelhafte Technik; umso flotter und ergötzlicher mutete die Darstellung an. Sie schien auf das sorgfältigste vorbereitet, und wenn auch nur einzelne der jungen Mimen echte schauspielerische Begabung verrieten, so waren doch alle mit solchem Feuereifer bei der Sache und offenbarten eine so echte, urwüchsige Ausgelassenheit, ohne doch je über die Stränge

der Schicklichkeit und des guten Geschmacks zu schlagen, daß jede stirnrunzelnde Kritik entwaffnet werden mußte. Zumal die bildhübschen Jungen, die in Weiberkleidern steckten, entfalteten eine unwiderstehliche täppische Grazie und als Corps de Ballet eine fabelhafte Gelenkigkeit. Das Publikum, zu zwei Dritteln aus jungen Mädchen bestehend, lachte Tränen über all diesen unschuldigen Spaß, und ich mußte mich fragen, ob es nicht gescheiter wäre, auch unsere Studenten spielten Komödie an Stelle von Skat.

Übrigens fehlt es auch nicht an ernsthaften Aufführungen. Während meiner Anwesenheit in Yale wurde beispielsweise Shakespeares „Heinrich IV.“ von dortigen Studierenden dargestellt. Sogar als Journalisten betätigen sich diese vielseitigen Jünglinge; eigene, von Studenten geschriebene und redigierte Zeitungen geben dem akademischen Leserkreise über alles, was im Universitätsleben vor sich geht, über wissenschaftliche und sportliche, manchmal sogar über politische Fragen Rechenschaft. Gemeinsames Wohnen und gemeinsames Speisen kräftigt den kameradschaftlichen Sinn. Nichts hindert den Studenten, sich wie bei uns ein Privatlogis zu mieten; aber die sehr nachahmenswerte Einrichtung der Dormitorien, das heißt großer, mit allem wünschenswerten Komfort ausgestatteter Wohngebäude, bietet ihm eine billige Unterkunft, die noch dazu seinen Studienzwecken besser angepaßt ist als ein liebloses Chambre garni. Auch auf Wirtshauskost sieht er sich nicht angewiesen; in schönen Klubhäusern, die ihm auch sonst mit Lese-, Schreib- und Gesellschaftszimmern vielerlei Behaglichkeiten gewähren, kann er seine Mahlzeiten ein-

nehmen. In der prächtigen und luftigen Memorial Hall mit ihren tausend Tischplätzen haben die Studierenden von Harvard einen Speisesaal, wie er ihren europäischen Kommilitonen nirgends zur Verfügung steht.

Die einzelnen, oft sehr zahlreichen Universitätsbauten liegen auf einem weiten, von Bäumen beschatteten Rasenplatz verstreut, den man den Campus nennt. Jedes wissenschaftliche Fach hat sein besonderes Haus; dazu kommen Turnhallen, Bibliotheken, Museen, Laboratorien, Dormitorien, so daß der ganze Komplex eine Stadt für sich bildet. In den kleineren und kleinsten Universitätsorten ist diese Lehr- und Lernstadt noch weit mehr als in den unsrigen der Mittelpunkt, auf den sich alles bezieht, und schafft jene eigenartige, aus Gelehrsamkeit und Jugendglück gemischte Atmosphäre, deren magischer Anhauch fürs ganze Leben vorhält.

Während unsere Universitäten in ihrer Organisation Republiken gleichen, in denen das Staatsoberhaupt, der Rektor, nur auf kurze Zeit erwählt wird, und die Fakultäten das Parlament vorstellen, entsprechen die Universitäten der großen Republik seltsamerweise eher der monarchischen Staatsform. Denn als ein- für allemal gekrönter Herrscher steht an ihrer Spitze ein Präsident, dessen Machtbefugnisse über die des Rektors weit hinausgehen. Er hat nicht allein die gesamte Verwaltung unter sich, sondern beruft auch, wenngleich nicht ohne den fachkundigen Beirat der Fakultäten, die Lehrkräfte. Die Präsidenten der angesehensten amerikanischen Universitäten gehören sozial und politisch zu den einflußreichsten Männern des Landes.

Der Ehrentitel „Universität" wird nun freilich auch

von solchen Anstalten usurpiert, die nach unseren Begriffen keinen Anspruch darauf haben. Von derartigen Falschmeldungen muß man sich aber nicht zu irrigen Urteilen über das Universitätswesen der Union verleiten lassen. Die Anstalten, die den stolzen Namen mit Recht führen, sind auch in unserem Sinne wirkliche Universitates literarum; wenn die anderen ihn sich beilegen, so darf man sie mit diesen ebensowenig verwechseln wie etwa einen deutschen Professor mit den Nichtwissenschaftlern, die seine Titulatur befugt oder unbefugt teilen. Die richtige Bezeichnung der nur sogenannten Universitäten, mit der sich die ehrlicheren begnügen, ist „College", und das amerikanische College hat, ob es nun als Vorstufe der eigentlichen Alma mater oder nur als Schlußstein der höheren Schulbildung benützt wird, seine selbständige Bedeutung. Es will nicht Fachgelehrte erziehen, sondern das allgemeine Wissen seiner Zöglinge erweitern, vertiefen und abrunden, einerlei, welchem Beruf sie sich später zuwenden. Hinsichtlich der einzelnen Unterrichtsgegenstände herrscht weitgehende Wahlfreiheit. Man begreift, daß Anstalten von diesem Typus sich namentlich auch für das weibliche Geschlecht empfehlen, und in der Tat gibt es eine ganze Anzahl solcher Colleges ausschließlich für junge Mädchen im Alter von achtzehn bis zu zweiundzwanzig Jahren.

Ein Vortrag führte mich nach dem ältesten und meistbesuchten, dem Vassar College, das in idyllischer Ländlichkeit nahe dem malerisch am Hudson-Ufer sich aufbauenden Städtchen Poughkeepsie gelegen ist. Es hat gegenwärtig nahezu tausend Schülerinnen und einen Lehrkörper von vierundsiebzig Damen und sechzehn Herren.

Der Unterricht erstreckt sich auf moderne Sprachen (Englisch, Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch) und Literatur, auf Latein und Griechisch, Philosophie und Pädagogik, Geschichte und Religionsgeschichte, Nationalökonomie und Soziologie, Kunstgeschichte, Musik (Geschichte und Theorie) und Naturwissenschaft (Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie, Geologie, Mineralogie, Biologie, Physiologie, Hygiene); nicht zu vergessen Turnen und Sport.

Ich habe selten eine reinere und erquickendere Luft geatmet, als an dem reizenden Tag, den ich in diesem Frauenreich verbringen durfte. Mitten in dem lieblichen Park liegen die stattlichen Gebäude, in denen die jungen Mädchen wohnen und lernen. Die innere Einrichtung, wenn auch die der Universitäten nachahmend, blinkt von der besonderen Nettigkeit und Zierlichkeit weiblichen Ordnungssinnes. Das Zimmer, das man mir angewiesen, ebenso wie die Stuben der Professorinnen und der Zöglinge waren derartige Schmuckkästlein, daß es hier Mephistopheles schwer gefallen wäre, seine in Gretchens Kammer geäußerte Behauptung „Nicht jedes Mädchen hält so rein" aufrecht zu erhalten. Die wenigen männlichen Wesen, die dieses Reich bevölkern, verschwinden vollkommen; ein Nonnenkloster, das den Blick nicht nach dem Himmel, sondern auf die Erde richtet, den Geist nicht der Welt entfremden, sondern auf sie vorbereiten will, das Herz nicht in Nacht, sondern in Sonne taucht. Ich habe die jungen Damen während meines Vortrages, bei den gemeinsamen Mahlzeiten im großen Refektorium, an denen ich teilnahm, und beim abendlichen Kirchgang gesehen, und mein Auge hat sich gelabt, nicht nur an

diesen kräftig-schlanken Gestalten und blühenden Gesichtern, sondern auch an der ungezwungenen Anmut eines Betragens, das von Keckheit wie von Schüchternheit, von Formlosigkeit wie von Künstlichkeit gleich weit entfernt ist. Als ich sie allesamt in der schönen neuen Kapelle zur Abendandacht vereinigt sah, den weiten orgeldurchbrausten Raum mit ihren lichten Kleidern und ihrem lichten Wesen erfüllend, da konnte auch meine unkirchliche Seele sich einer andächtigen Stimmung nicht erwehren. Und wieder mußte ich in Gedanken eine Parallele ziehen zwischen diesen von lauterstem Jugendgenuß strahlenden Geschöpfen, die hier lächelnd den Ernst des Lebens lernen und spielend das Altarfeuer im Tempel des Wissens hüten, und der Mehrzahl unserer höheren Töchter, die während der nämlichen Jahre nach der Schule und vor der Heirat im Ballsaal einem verflachenden und entnervenden Vergnügen nachjagen, in tändelndem Müßiggang, in flatterhaftem Dilettantismus sich ein eitles Traumland zurechtspinnen, aus dem die Wirklichkeit sie entweder niemals oder erst nach harten Kämpfen zurückholen kann.

Die eigentlichen Schulen, die Stätten der allgemeinen Volksbildung, in denen auch die bevorzugte Minderheit der späteren Studierenden und College-Zöglinge den Grundstock ihres Wissens empfängt, zeichnen sich vor den unsrigen dadurch aus, daß zum größten Teil der Unterricht, vielfach sogar auch die Schulbücher unentgeltlich sind. Die für alle Gesellschaftsklassen gleiche Volksschule entläßt ihre Schüler ungefähr mit dem vierzehnten Jahre; unseren Realschulen und Gymnasien (bis etwa Obersekunda) entspricht dann erst der vierjährige Kursus der

High School, das heißt der höheren Schule und nicht, wie von Deutsch-Amerikanern fehlerhaft übersetzt wird, der Hochschule. Sie hat eine uns unbekannte, aber, wie mir nach eigener Anschauung scheinen will, der Verpflanzung auf europäischen Boden höchst würdige Abart in der Manual Training High School, die dem gewöhnlichen Lehrplan noch den Unterricht in den wichtigsten Handfertigkeiten hinzufügt. Die von mir eingehend besichtigte Anstalt in Indianapolis bietet ihren Schülern und Schülerinnen neben den üblichen Fächern, als da sind moderne und klassische Sprachen, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Chemie u. s. w., die praktische Unterweisung in Tischlerei, Schmiedekunst, Gießerei, Maschinenbau, Zeichnen und Malen, Kochen, Handarbeit, Haushaltungslehre, Stenographie, Schreibmaschine und Buchhaltung. Es ist klar, daß die Ausbildung in einigen dieser Fertigkeiten, einerlei, ob sie für den künftigen Beruf nutzbar gemacht wird oder nicht, ein außerordentlich heilsames Gegengewicht gegen die Einseitigkeit des Buchwissens und des Gedächtniskrams darstellt; daß sie die Hand übt, die Sinne schärft, die Anschauung stärkt und den ganzen Menschen für das reale Leben, für die unmittelbare Anwendung seiner natürlichen Gaben und erworbenen Kenntnisse tauglicher macht. Sie hat überdies noch den kaum zu überschätzenden Vorzug, durch die reizvolle Abwechslung die Aufnahmsfähigkeit des jugendlichen Gehirns zu steigern und die Lust am Lernen frisch zu erhalten. Wenn man die Werkstätten durchwandelt, in denen die Knaben und Mädchen mit froher Emsigkeit ihren oft erstaunlich kunstvollen Hantierungen obliegen; wenn man die Gegenstände betrachtet, die von

den Schülern hergestellt sind; wenn man die ganze Schar in der Speisehalle beim Gabelfrühstück sieht, das von den Schülerinnen zubereitet worden; wenn man dann wieder in die Klassenzimmer tritt, in denen die jungen Schmiede und die jungen Köchinnen gemeinsam Latein oder Weltgeschichte treiben, dann kann man über die Gesundheit und Vorbildlichkeit dieses pädagogischen Systems unmöglich im Zweifel sein. Ja, man wird von einem leisen Neid angefochten, von einer stillen Klage, daß man seine Jugend nicht zurückrufen kann, um an der Hobelbank oder vor dem Amboß Daten, Zahlen und Vokabeln zu verdauen.

Am bedeutendsten weicht das amerikanische Schulwesen von dem unsrigen ab durch das Prinzip der „Koedukation", der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter. In neun Zehnteln der Volksschulen und höheren Schulen des Landes ist dieses Prinzip bereits zur Durchführung gelangt; energische Gegner hat es überhaupt nur noch in Bezug auf die „Colleges" und Universitäten, wo denn auch noch vielfach Trennung waltet. Vom ABC-Schützentum aber bis in die Jahre der Reife genießen die amerikanischen Knaben und Mädchen, von einer immer kleiner werdenden Minderheit abgesehen, den nämlichen Unterricht in den nämlichen Räumen, und niemand denkt mehr ernstlich daran, sie wieder voneinander zu sondern. Der offenkundige Erfolg schlägt alle Einwände zu Boden; denn er besteht in nichts Geringerem als in einer segensreichen sittlichen Hygiene. Man bedenke doch, wie natur- und vernunftwidrig die ängstliche Scheidewand ist, die bei uns in der Kindheit und Jugend zwischen den beiden Hälften

der Menschheit aufgerichtet wird! Diese beiden Hälften sollen später sich suchen, sich aneinanderschließen, sich zum Lebensbunde vereinigen; aber vorher sollen sie möglichst wenig miteinander in Berührung kommen, möglichst wenig von einander wissen, möglichst wenig Gemeinsamkeiten untereinander besitzen. Die Folge davon ist, daß das eine Geschlecht vom andern sich die verkehrtesten Vorstellungen macht, und daß an die Stelle von unbefangener gegenseitiger Kenntnis und Würdigung zwei gefährliche Extreme treten, phantastische Verhimmelung oder lüsterner Zynismus. Noch ehe die Sinne sich regen, bringt die Abschließung eine schwüle Neugier hervor; man beobachtet einander gleichsam durchs Schlüsselloch. Die unreifen Knaben tuscheln unter sich über die Mädchen, diese über die Knaben wie über etwas Verbotenes, Ungeheuerliches, das man zwar täglich mit Augen sieht, von dem man aber durch eine tiefe, halb schreckende, halb lockende Kluft getrennt ist. Und wenn die Entwicklungsjahre ihnen das Blut rascher und heißer durch die Adern treiben, dann sind sie füreinander, da nichts Menschliches sie vereinigt, lediglich Geschlechtswesen, die sich gegenseitig zwar anziehen, aber nicht verstehen, oft nicht einmal achten. Jetzt erst gestattet man ihnen den Verkehr; aber was für einen! Auf sorgsam geschiedenen Wegen sind sie gewandelt, bis sie im Tanzsaal zusammentreffen, und die Ödigkeit der Ballgespräche, die Neckerei und Stichelei oder gar die Zweideutigkeit muß die traurige Tatsache bemänteln, daß sie aus zwei verschiedenen Welten kommen und darum sich nichts Gescheites zu sagen haben.

Und nun das Gegenbild! Der amerikanische Knabe

und das amerikanische Mädchen sind vom sechsten Jahr an Kameraden. Lange bevor ihnen der Geschlechtsunterschied in seiner Bedeutung bewußt wird, hat sich zwischen ihnen ein Band menschlicher Solidarität geknüpft. Sie teilen die kleinen Freuden und die kleinen Sorgen des Schullebens; sie lernen einander von ihren starken und ihren schwachen Seiten kennen; sie lernen einander unterstützen und aufeinander Rücksicht nehmen. Sie schreiten zusammen fort; ihr Geist erhält die gleiche Nahrung. In täglichem zwanglosem Umgang mildert das Mädchen seine Scheu und der Knabe seine Wildheit. An Stelle des Geheimnisses tritt Vertrauen, an Stelle der Neugier die Selbstverständlichkeit der natürlichen Verschiedenheiten. Welch ein außerordentlicher sittlicher Halt wird dem Menschen durch eine solche Kindheit auf den ganzen Lebensweg mitgegeben! Sie schützt ihn nicht vor Leidenschaft, aber vor Frivolität. Die Kameraden vom anderen Geschlecht, mit denen man aufwuchs, kann man später lieben und begehren; aber man kann sie nicht in den Schmutz schleifen. Die Koedukation verbannt vielleicht die höchste Poesie schwärmerischer Erotik; aber sie verbannt auch die tiefe Selbstentwürdigung des Wüstlingstones, in dem unsere männliche Durchschnittsjugend sich gefällt. Sie nimmt der Liebe etwas von ihrer Mystik; aber sie gibt ihr dafür Klarheit und Ernst. Die Ehe wird für den so erzogenen Menschen keine Gleichung mit einer unbekannten Größe; sie schließt, wenn auch nicht den persönlichen, so doch den prinzipiellen Irrtum aus.

Gewiß kommen Eigenschaften der Rasse in Amerika der Koedukation zu Hilfe; aber durch sie sind hinwieder diese Eigenschaften gehoben und gekräftigt worden. Mit

Recht dürfen die Amerikaner auf die Reinheit ihres Jugendlebens stolz sein. Kein Vater braucht bei ihnen zu zittern, wenn er seine Tochter in der Gesellschaft eines jungen Mannes weiß. Wie sympathisch mutet den Beobachter der harmlose kameradschaftliche Verkehr junger Leute an, der bei uns in solcher Freiheit nicht geduldet würde und, was schlimmer ist, nicht geduldet werden könnte! Im Speisesaal des Vassar College gewahrte ich an einer besonderen Tafel neben den Schülerinnen ein paar tadellos gekleidete Jünglinge, die inmitten all der Weiblichkeit wie die Hechte im Karpfenteich sich ausnahmen. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß es die zum Besuch herbeigereisten Freunde der jungen Damen waren. Solche Besuche stattet man sich gegenseitig ab; niemand findet etwas dabei, und niemand hat Grund, etwas dabei zu finden. Während meiner Anwesenheit in Ithaca stand für den nächsten Morgen ein Base-Ball-Turnier in Aussicht; dazu waren die Freundinnen der Studenten eingetroffen. In Gruppen sah ich die jungen Männer und die jungen Mädchen auf dem Rasen lagern und eifrig die Chancen des morgigen Wettspiels erörtern. Und wo logieren diese zu Gast gekommenen Fräulein? Die Studenten räumen ihnen ihre Stuben ein und bringen sich für die Nacht anderswo unter.

Ob die Koedukation sich überall so vorzüglich bewähren würde, wie in den Vereinigten Staaten, ist eine andere Frage. In den romanischen Ländern wäre ihre Einführung vermutlich mit Schwierigkeiten und Gefahren verbunden; in den germanischen sicherlich nicht. In Schweden hat sie bereits die Probe bestanden, und in

Deutschland würde sie es gewiß nicht minder, wenn man ihr die Gelegenheit dazu eröffnete. Aber Generationen werden hingehen, ehe sie die eingewurzelten Vorurteile unserer leitenden Kreise, die festgerammelten Dogmen unserer herrschenden Parteien überwindet. Betrachten diese doch sogar die Anwesenheit von Damen in den Hörsälen unserer Universitäten noch immer mit scheelen Augen, obwohl die für das beiderseitige Seelenheil gefürchteten Nachteile ausgeblieben sind. Am Althergebrachten soll nicht gerüttelt werden; was man nicht ändern will, das spricht man heilig, und die wahre Sittlichkeit hat bei uns ihre schlimmsten Feinde in ihren angelegentlichsten Hütern.

Volksbildung und Kunst

Der soziale Gedanke, daß Bildung kein Privileg sein darf für die Begüterten, daß vielmehr aus ihrem freien Quell jeder soll schöpfen können, den nach ihr dürstet, hat nirgends weitere Kreise gezogen, nirgends zu großartigeren Liebeswerken geführt als in den Vereinigten Staaten. Das von England ausgegangene Schlagwort „University extension“ ist in Amerika die Triebfeder geworden für eine Bewegung, gegen deren stolze Flutwellen die löblichen Bestrebungen unserer Volksbildungsvereine wie ein Sturm im Wasserglase erscheinen. Wer kennt bei uns den Namen Chautauqua? Und doch verdient er, in aller Munde zu sein als der eines modernen geistigen Olympia, das in der Alten Welt nicht seinesgleichen findet.

Chautauqua, ein Dorf im Staate Newyork, in reizender Umgebung an einem großen See gelegen, vereinigt seit bald einem Menschenalter allsommerlich viele Tausende von Männern und Frauen, die ihre Ferienzeit zu ernsten Fortbildungsstudien verwenden, ohne daß sie darum auf Naturgenuß und körperliche Erholung zu verzichten brauchen. Von den besten Lehrkräften des Landes, und zwar nicht nur von Universitätsprofessoren,

sondern auch von Männern des praktischen Lebens, werden dort, teilweise unter freiem Himmel, Vortragskurse in allen wesentlichen Fächern der Wissenschaft gehalten. Man wohnt, je nach den Mitteln, in Hotels, in Logierhäusern oder in Zelten; man hat Gelegenheit, gute Musik zu hören; man rudert und badet; man treibt Sport und veranstaltet gemeinsame Ausflüge. Der höchste Beitrag, den man für die Teilnahme an beliebigen Kursen während des ganzen Sommers zu entrichten hat, beläuft sich auf zehn Dollars. In einem freiwilligen Examen kann jeder am Schlusse seinen Meistern und sich selbst Rechenschaft über die erworbenen Kenntnisse ablegen und ein Zeugnis erwerben, das namentlich für Volksschullehrer auch reellen Wert besitzt. Die Chautauqua-Gesellschaft hat aber heute nicht nur am Orte ihrer Begründung, sondern an mehr als dreihundert anderen Plätzen des Landes ihre vielbesuchten Niederlassungen; sie alle liegen in schöner, freier Natur; sie alle ermöglichen es dem Sommerfrischler, im höchsten Sinne des Wortes das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Es versteht sich von selbst, daß man von einem solchen Aufenthalt mehr mit nach Hause nimmt als nur Wissensbereicherung. Die Berührung und Anknüpfung mit Gleichstrebenden, der aus gemeinsamer Hingabe erwachsende Enthusiasmus, die durch frischen Waldeshauch gewürzte geistige Atmosphäre können ihren veredelnden Einfluß auf den ganzen Menschen schwerlich verfehlen.

Die Wohltat dieser wundersamen Einrichtung wird freilich nie dem gesamten Volk zu gute kommen; denn es sind ja schon Bevorzugte, die ihrem Beruf wochenlange Ferien abzudingen vermögen. Zahllose populäre

Vorträge suchen in den Städten die minderbegünstigten Massen zu erreichen. Schlechtweg für alle aber erschließt die Bildung ihre Pforten in dem einzig dastehenden Bibliothekswesen.

Schon die Universitätsbibliotheken müssen durch ihre bauliche Pracht, durch ihre Reichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit das Staunen des europäischen Besuchers wachrufen; und doch werden sie durch die öffentlichen Büchereien in den Schatten gestellt. In den Städten Europas pflegen Schlösser und Dome die architektonischen Glanzpunkte zu bilden; in den Städten Amerikas kann der Fremde, der den schönsten Monumentalbau bewundern will, mit Sicherheit erwarten, daß man ihn zur „Public Library" führt. Es ist, als habe man sich für den Mangel an Fürstenpalästen schadlos halten wollen, indem man den Werken der Geistesfürsten möglichst prunkvolle Residenzen aufrichtete. Und diese Majestäten sind hier nicht hinter allerlei bureaukratische Bollwerke verschanzt; sie erteilen bei offenen Türen jedermann ihre Audienzen.

Zur Illustration mögen ein paar Notizen über die öffentliche Bibliothek zu Chicago dienen, die ich unter sachkundiger Führung am genauesten besichtigt habe. Der gewaltige Renaissancebau nimmt einen ganzen Block ein; außen wie innen hat man nur edelstes Material verwendet; Treppenhaus und Hauptsäle blinken von carrarischem Marmor und reichstem Mosaikschmuck. Die Ausgabehalle ist eine mächtige Rotunde, von einer gläsernen Kuppel überwölbt. Ein Lesesaal mit 225 Plätzen enthält 2000 Nachschlagewerke zu freiem Gebrauch; ein noch größerer Lesesaal mit 450 Sitzplätzen, dessen Dimen-

sionen in Höhe und Weite mich völlig verdutzten, und dem an drei Seiten die vom Fußboden bis zur Decke reichenden Fenster das herrlichste Licht spenden, ist ausschließlich für die Leser von Zeitungen und Zeitschriften bestimmt; 1200 Publikationen aller Kulturländer stehen ihnen zur Auswahl. Die eigentliche Büchersammlung umfaßt über 300000 Bände; wie reichhaltig darin die deutsche Literatur vertreten ist, konnte ich mich durch verschiedene Stichproben in dem ausgezeichneten, jedermann zugänglichen Zettelkatalog überzeugen. Ein eigener Saal ist den Blinden eingeräumt, denen 1000 in Blindenschrift gedruckte Werke sich darbieten. Jeder Einwohner von Chicago kann ohne irgendwelche Formalität die Bibliothek benützen; will er Bücher entleihen, so genügt ein einmaliges Gesuch, das mit seiner Adresse und der Gegenzeichnung eines beliebigen Bürgers versehen ist. Während man bei uns ein bestelltes Buch in der Regel erst am nächsten Tage bekommt, wird es hier auf pneumatischem Wege innerhalb weniger Minuten herbeigeschafft und ausgeliefert.

In dem großen Lesesaal war zu der Vormittagsstunde, da ich ihn betrat, kaum ein Platz unbesetzt. Die dürftige Kleidung eines beträchtlichen Teils der Anwesenden ließ keinen Zweifel, daß hier wirklich das Volk vertreten war, jene Hungernden, die nicht vom Brot allein leben können, so sehr auch der harte Kampf um dieses ihr Dasein erfüllt. Man wird einwenden, daß bei den riesenhaften Entfernungen Chicagos doch wieder nur verhältnismäßig wenige die Zeit zu regelmäßigem Besuch erübrigen können. Nun denn, die Bibliotheksverwaltung hat in ihrer weisen Fürsorge auch daran

gedacht, indem sie sechs Zweiglesehallen in den verschiedensten Stadtteilen begründete. Aber damit nicht genug: wer Bücher entleihen will, der braucht erst recht keinen umständlichen Weg zu machen. Siebzig Ausgabestellen sind rings durch die Stadt verstreut, so daß man auch in entlegener Gegend nur ein paar Straßen weit zu wandern hat, um zu erhalten, was man wünscht. Die bestellten Bücher werden mit Automobilen nach der betreffenden Filiale befördert; oft kann man sie dort noch am selben Tag, spätestens am nächsten Morgen in Empfang nehmen. Die Rückgabe des Buches kann bei jeder Ausgabestelle erfolgen, auch wenn man es in einer anderen oder in der Bibliothek selbst abgeholt hat. Kurzum, es gibt keine Erschwerung, die nicht vermieden, und keine Erleichterung, die nicht durchgeführt wäre. Eine nach solchen Grundsätzen geleitete Bücherei kann wahrhaft volkstümlich werden und volkserziehlich wirken; bei uns hingegen hat der gemeine Mann noch immer die nicht unberechtigte Empfindung, als würden die Schätze unserer öffentlichen Bibliotheken von Drachen behütet, und als müßte man besonderer Zauberformeln kundig sein, um mit heiler Haut zu ihnen durchzudringen.

Diese Grundsätze sind, mit geringfügigen Variationen, in allen Städten der Union die gleichen. Im Osten fehlen Volksbibliotheken sogar in den kleinen und kleinsten Ortschaften selten. Das Gebäude der Bostoner öffentlichen Bibliothek, die mit ihren mehr als 800000 Bänden an der Spitze steht als die größte, nicht staatliche Sammlung der Welt, übertrifft an Ausstattungspracht noch bei weitem das von Chicago und enthält überdies in

den Wandgemälden von Puvis de Chavannes und von Sargent Meisterwerke der modernen Malerei. Seinerseits wird es wieder übertrumpft von dem herrlichen Bau der Congreß Library zu Washington, von der ich in anderem Zusammenhang bereits gesprochen habe. Sie verfügt heute schon über mehr als eine Million Bände und hat Raum für vier bis fünf Millionen. Wenn im Sitzungssaal des Kapitols, das durch einen großen, baumbepflanzten Platz von ihr getrennt ist, ein Kongreßmitglied ein Buch einzusehen wünscht, so ist dieses dort innerhalb von drei Minuten zur Stelle; denn die zwei Gebäude sind unterirdisch durch einen Tunnel verbunden, in dem die Bücherkästen mit Kurierzugsgeschwindigkeit hin und her sausen. In der Kongreßbibliothek befindet sich auch ein Restaurant; als Gast des ebenso gelehrten, wie weltmännischen Bibliothekars Mr. Putnam traf ich dort mit einem Herrn von der Königlichen Bibliothek in Berlin zusammen, der zu Studienzwecken nach Amerika gesandt worden war. Es steht also zu hoffen, daß der Berliner Neubau die wichtigsten Vorteile des amerikanischen Systems adoptieren wird. Ob damit aber auch dem Paragraphenwust der altfränkischen Benutzungsordnung das letzte Stündlein geschlagen hat, das wissen die Götter. Den Hut wechselt man ja auch bei uns je nach dem Fortschritt der Mode; aber den Zopf darunter läßt man sich nicht abschneiden.

Als Merkwürdigkeit verdienen noch die Büchersammlungen erwähnt zu werden, die von einigen Hotels zur Unterhaltung und Belehrung ihrer Gäste eingerichtet sind. Der Lesesaal des „Hotel Touraine“ zu Boston, der in seiner schweren, gediegenen Eleganz weniger an

einen Gasthof als an einen alten Edelsitz gemahnt, birgt eine mit sorgfältigem Geschmack ausgewählte Bibliothek von viertausend reich in Leder gebundenen Bänden.

Wer etwa daran zweifeln wollte, daß in den Vereinigten Staaten mehr gelesen wird als anderswo, den müßten schon die fabelhaften Auflageziffern beliebter Bücher eines Besseren belehren. Der Absatz der zahllosen Monatsschriften, nicht nur der leichteren illustrierten Ware, sondern auch der populärwissenschaftlich-literarischen, übersteigt erst recht alle europäischen Begriffe. An jedem Bahnhof sind diese Magazine und Revuen in ganzen Stößen zu haben und werden vom reisenden Publikum so eifrig gekauft wie bei uns höchstens die Witzblätter. Im fahrenden Zuge sogar werden dickleibige Bücher, nicht nur belletristischen Inhalts, feilgeboten. Geradezu verwirrend aber wirkt der Konsum an Tageszeitungen. Jeder Amerikaner, vom Milliardär bis zum Stiefelputzer und vom Professor bis zum Schulbuben, ist ein fanatischer Zeitungsleser.

Die Presse als Volkserziehungsmittel! Darüber ließe sich nun allerlei Schönes und Erbauliches sagen. Schade nur, daß die amerikanische Presse von dieser ihrer pädagogischen Aufgabe sich vorderhand noch nicht sonderlich durchdrungen zeigt. Es gibt allerdings, namentlich in den Städten des Ostens, Organe von vornehmem Gepräge und literarischer Haltung, in denen reife Sachkenntnis und schriftstellerisches Talent das Wort führen; ja das wohlerzogene Boston besitzt in seinem „Transcript" ein großes politisches Journal, das in seiner allumfassenden Gründlichkeit von Gelehrten für Gelehrte geschrieben scheint. Diese rühmlichen Ausnahmen ändern

aber nichts an dem Gesamteindruck, daß die überwiegende Mehrheit der amerikanischen Zeitungen sich mit öder, oberflächlicher Sensationsmache an die niedrigeren Instinkte der Massen wendet. Gewiß darf man die Summe von geistiger Begabung und Energie nicht unterschätzen, die in ihre nie stillstehenden Rotationsmaschinen mit hineinfließt; gewiß wird man auch in ihnen häufig fesselnde Artikel finden, die ihr Thema sachlich beherrschen und in tadellose Form kleiden; doch man kommt über die marktschreierische Art, über die Tamtambegleitung, mit der jedes Gericht aufgetragen wird, nicht hinweg. Schon die entsetzlichen „head lines“, die faustdicken Überschriften, die in geschmacklosem Lapidarstil die Rosinen aus dem nachfolgenden Kuchen picken, können zartere europäische Nerven zur Verzweiflung treiben. Das ganze Blatt zappelt und fuchtelt. Mitten in einen Artikel hinein schieben sich Illustrationen oder Reklamen; man weiß nicht recht, wo es weitergeht; man weiß überhaupt nicht, wo man eine bestimmte Rubrik in diesem kunterbunten Durcheinander suchen soll. Um sie zu finden, muß man erst gleichsam durch eine Schaubudengasse sich durchschlagen, in der man von zwanzig Stellen gleichzeitig angebrüllt wird.

Daß die amerikanischen Zeitungen zuerst die fieberhafte Schnelligkeit der Berichterstattung in die Welt gebracht haben und in ihr noch heute unübertroffen dastehen, mögen ihr andere danken. Ich meinesteils würde gern darauf verzichten und bin altmodisch genug, nicht einsehen zu können, was der Menschheit verloren ginge, wenn sie die eingehende Schilderung eines Unglücksfalles auf den Südseeinseln oder die abschließende

Charakteristik eines soeben verstorbenen großen Mannes erst vierundzwanzig Stunden später erhielte.

Glimpflicher hingegen denke ich über eine andere Erfindung der amerikanischen Presse; ich meine das Interview. Trotz allem läppischen Unfug, der damit getrieben wird, kann ich an und für sich kein Arg dabei finden, wenn der Journalist von irgend einem in der Öffentlichkeit stehenden Menschen einen persönlichen Eindruck zu gewinnen und wiederzugeben sucht, so unbequem dies auch für den Betroffenen oft sein mag. Auch die Momentphotographie liefert ja häufig ähnlichere Bilder als das Atelier mit seinen langen Vorbereitungen und peinlichen Schraubstöcken. Es kommt nur darauf an, wie die Camera gehandhabt wird; es kommt darauf an, ob Stümper oder Künstler in ihrem Fach das Geschäft ausüben. Ich hatte reichlich Gelegenheit, Vertreter beider Kategorien kennen zu lernen. Denn dem Interviewer entrinnt man in keiner amerikanischen Stadt. Mag man vor Tagesgrauen oder mitten in der Nacht eintreffen, er ist auf seinem Posten. Wenn man gar keine Zeit hat, für ihn muß man welche finden. Sagt man ihm, daß man sich wenigstens erst die Hände waschen muß, so wünscht er nichts sehnlicher, als diesem Vorgang beizuwohnen, und sagt man ihm, daß man todmüde ist, so bittet er sich wahrscheinlich die Erlaubnis aus, zuschauen zu dürfen, wie man einschläft. Denn selbst aus dem Schnarchen seines Opfers weiß er noch den Stoff zu einem packenden Artikel herauszuschlagen. In solcher Zähigkeit geben die Interviewerinnen ihren männlichen Kollegen nichts nach. Ich war manchmal noch bei der Morgentoilette, als eine Dame dringlich

Einlaß bei mir begehrte — im Namen ihrer Zeitung natürlich.

In St. Louis wurde ich, von einer sehr ermüdenden Reise mit mehrstündiger Verspätung heimkehrend, im Hotel von zwei Vertretern der Presse erwartet. Erschöpft, wie ich war, bat ich sie, in ihrer Gegenwart Tee trinken zu dürfen. Sie setzten sich dazu, und besonders der eine von ihnen machte sich, wie es schien, über unser Gespräch sehr fleißige Notizen. Am nächsten Morgen entdeckte ich, daß dieser Mann der Zeichner des Blattes gewesen war, und daß seine vermeintlichen Notizen darin bestanden hatten, mich heimtückisch von verschiedenen Seiten abzukonterfeien. St. Louis mußte eben um jeden Preis nicht nur erfahren, wie ich über Amerika dachte, sondern auch in effigie sehen, wie ich meinen Tee trank und meinen Zwieback dazu kaute.

Das Bild des unwissenden Interviewers, wie Mark Twain es einmal mit köstlicher Laune entworfen hat, jenes plumpen Aushorchers, der seinen fertigen Fragebogen ableiert, ohne recht zu ahnen, wer ihm gegenübersitzt, entspricht gewiß in vielen Fällen der Wirklichkeit. Ein solcher Unglücksrabe beschwor mich sogar nach einem Vortrag, den ich soeben in seiner Anwesenheit gehalten, ihm doch um Gottes willen mit wenigen Worten zu wiederholen, was ich mit vielen ausgeführt, damit er darüber referieren könne. Umsomehr aber muß ich betonen, daß ich unter den Interviewern von beiderlei Geschlecht auch Leuten begegnet bin, die durch Takt, Bildung und Geist ihr Metier zu adeln verstehen, die in einem zwanglosen Geplauder nicht nur Frager, sondern zugleich Anreger sind und ihren professionellen Zweck ver-

gessen machen, indem sie selbst ihn zu vergessen scheinen. Von solchen Künstlern des Interviews habe ich oft mindestens ebensoviel Interessantes erfahren, wie sie von mir. Sie wissen, daß man in einem guten Gespräch am ehesten produktiv wird, und sie besitzen die Gabe, es zu führen. Wenn man will, ist in diesem Sinne Sokrates der älteste und erste Interviewer gewesen.

Je mehr man in Amerika die hohe und feine Kultur bei einzelnen und das ungestüme Verlangen nach ihr bei der Gesamtheit aus eigener Anschauung schätzen lernt, desto schwerer begreift man die große Lücke, die in dem Geistesleben der Nation noch immer klafft: den Mangel einer ausgebildeten heimischen Kunst. Zwar können die Amerikaner in allen schönen Künsten auf einige berühmte Namen von Toten oder Lebenden hinweisen, auf die meisten in der Poesie und Malerei, auf die wenigsten in der Skulptur und Musik; und doch wird kein Einsichtiger drüben leugnen wollen, daß für die Überschrift „Amerikanische Kunst“ noch kein ausreichender Inhalt vorhanden ist. Die Abhängigkeit von europäischen Vorbildern wäre an sich noch kein Vorwurf; denn auch in Europa hat keine nationale Kunst sich isoliert entwickelt, ist jede mehr oder minder von außen beeinflußt worden. Aber zum Begriff einer nationalen Kunst gehören vor allem die großen schöpferischen Individualitäten, die nur in diesem einen Volk entstehen konnten und dennoch allen Völkern etwas zu künden haben. Diese fehlen noch in Amerika; es fehlt auch trotz allem Kunstsinn, trotz allen Museen und Akademien noch der rechte Boden für ihre Entfaltung.

Nichts wäre ungerechter, als das Verhältnis der

Amerikaner zur Kunst nach jenen reichgewordenen Banausen zu beurteilen, die auf dem europäischen Markt von Altem und Neuem, Gutem und Schlechtem das Teuerste zusammenkaufen; solche reichgewordene Banausen gibt es auch bei uns. Nein, man liebt und pflegt die Kunst mit derselben rührenden Hingabe wie die Wissenschaft; nur bleibt sie auch für die Gebildeten gleichsam ein Märchenpalast, den sie von außen betrachten und bewundern, in dessen Fenster sie andächtig hineinspähen, zu dessen Innerem sie aber noch keinen Zugang finden. Vielleicht deshalb, weil sie auch in ihr mehr einen interessanten Wissenszweig erblicken als eine Lebensmacht; weil sie lernend sie zu erfassen streben, statt von ihr erfaßt zu werden; weil sie zwar Kunstsinn, aber keine Kunstnerven haben. Sie können auch hier einen gewissen moralischen Utilitarismus nicht ganz abschütteln; sie suchen auch hier wie überall eine, wenngleich nur ideale Nutzanwendung. Bezeichnenderweise wurde ich von Interviewern mehrmals nach meiner Ansicht über den ethischen Endzweck der Kunst gefragt. Ich antwortete mit der Gegenfrage: Was ist der ethische Endzweck der Natur? Erbaut, beglückt, veredelt nicht auch eine schöne Landschaft den Menschen, eben weil sie schön ist? Haben die Niagarafälle eine Moral?

Bei dem Vorherrschen solcher Gesichtspunkte erklärt es sich leicht, daß die Kunst dem Amerikaner da am nächsten tritt, wo sie praktische Bedeutung für ihn gewinnt. Er versteht noch nicht recht, sein Leben mit ihr zu schmücken, wohl aber sein Heim. Oft genug hatte ich Anlaß, in Privathäusern oder in Klubs über den außerordentlichen Geschmack der Einrichtung zu staunen.

Das Kunstgewerbe, bei uns die letzte späte Blüte am Zweig der modernen Kunst, behauptet in Amerika den Vorsprung. Fast will mir sogar scheinen, als habe der sogenannte Missionsstil der Möbel unserer sezessionistischen Innendekoration entscheidende Anregungen gegeben. Jedenfalls hat allein die angewandte Kunst, zumal in Erzeugnissen von so unbestritten hohem Rang, wie etwa die Gläser von Tiffany oder die Gefäße der Rookwood-Töpferei in Cincinnati es sind, an dem allgemeinen Aufschwung des Landes wahrhaft teilgenommen.

So kärglich dieses Resultat neben den ungeheuren Leistungen auf anderen Gebieten ausschaut, wer will es darum als endgültig hinstellen? Wer will sich so töricht übereilen, den Amerikanern tiefere künstlerische Begabung ein- für allemal abzusprechen? Sind sie doch samt und sonders europäischen Blutes, und warum sollten sie da drüben unwiederbringlich verloren haben, was die Völker, von denen sie abstammen, besaßen und noch besitzen? Aber sie sind Kolonisten, wenn auch längst nicht mehr im politischen, so doch im kulturellen Sinn. Sie brauchten Zeit dazu, den neuen Boden völlig zu erobern; sie brauchen jetzt, nachdem dies geschehen, weitere Zeit, mit ihm völlig zu verwachsen. Denn das Samenkorn der Kunst kann offenbar nur im Heimatboden gedeihen; dort sprießt sie entweder vor aller Kultur empor wie die schlichte Feldblume, oder als feinste Zierde einer langen Kultur wie die üppige Blume des Gartens; das eben erst urbar gemachte Ackerland, selbst wenn die Nahrungspflanzen ihr dort Raum gönnen wollen, sagt ihr nicht zu. Dies scheint der Grund, weshalb in Kolonien noch niemals eine Kunst erstanden ist.

Eine naive Volkskunst konnten die Amerikaner nicht hervorbringen, weil sie nicht die Urbevölkerung in ihrem Lande waren, und zu einer bewußten nationalen Kunst werden sie erst gelangen können, wenn das Gebilde der amerikanischen Nation, das heut noch in seinem Werdeprozeß begriffen ist, sich vollendet hat. Ihr Heimatsgefühl, das heute bei aller Innigkeit noch immer etwas Gewaltsames an sich trägt, muß erst eine Selbstverständlichkeit geworden sein, ehe es den klassischen künstlerischen Ausdruck finden kann. Bisher haben ja von ihren besten Malern und Dichtern verhältnismäßig nur wenige sich Motiven aus der heimatlichen Natur und Stoffen aus der heimatlichen Geschichte zugewandt. Der neue Kolumbus muß unter ihnen erst erscheinen, der ihren Weltteil für die Kunst entdeckt.

Alles, was durch Geldmittel geschehen kann, das geschieht bereits. Man muß diese großherzige Liberalität anerkennen, wenn sie auch leichter Kunstschulen zu schaffen vermag als Künstler; denn nur wes das Herz voll ist, dafür fließt der Beutel über. Sie erleidet allerdings eine bemerkenswerte Ausnahme. Von dem Wetteifer der Behörden, Gemeinden und Privaten, künstlerische Institute zu stützen und künstlerische Bestrebungen zu fördern, bleibt eine Kunst ausgeschlossen: die dramatische. Daß gerade sie in den rechten Händen mehr als jede andere der Volksbildung dienen kann, hat man in Amerika noch nicht eingesehen. Auch die Aufgeklärtesten stehen dort, wie in England, noch immer, bewußt oder unbewußt, im Bann der alten puritanischen Feindseligkeit gegen das Theater, und wenn sie es auch nicht mehr wie ihre Vorväter als den Tummelplatz der Hölle betrachten, so

halten sie es doch bestenfalls für eine Stätte profaner Erholung und Zerstreuung. Wunderlich genug, daß gerade die angelsächsische Rasse so niedrig von jener Kunst denkt, der sie den größten Meister aller Zeiten geschenkt hat. Das Theater ist in Amerika ganz auf sich selbst gestellt. Die Subventionierung einer Bühne, sei es durch die Kommune oder durch den Staat oder gar durch die Bundesregierung, gilt dort als ein utopischer Gedanke, und dieselben Nabobs, die für eine Bibliothek oder für ein Museum eine Million hergeben, ohne mit der Wimper zu zucken, hätten für ein ideales Bühnenunternehmen auch nicht einen Pfennig übrig.

Nicht als ob die heutige amerikanische Bühne materielle Not litte; im Gegenteil. Das Theatergeschäft floriert wie in keinem anderen Lande; die Schaulust des zahlungsfähigen und zahlungswilligen Publikums scheint allerorten unbegrenzt und unverwüstlich, und Newyork ist wohl die theaterreichste Stadt der Welt. Ausgabe- und Einnahmeetat rechnen mit Summen von schwindelerregender Höhe; nicht nur die Unternehmer, sondern auch beliebte Darsteller und Bühnenschriftsteller sammeln in kurzer Zeit Schätze, wie sie ihren deutschen Kollegen nicht einmal der Neid zuschreiben kann. Nur die Kunst geht vorläufig leer aus. Als ein ernsthaftes Kunstinstitut kann einzig die Newyorker Oper bezeichnet werden; aber als ein europäisches. Denn sie bringt in hervorragenden Aufführungen ausschließlich europäische Werke mit fast ausschließlich europäischen Kräften zu Gehör. Sie versorgt auch das ganze übrige Land mit regelmäßigen Gastspieltourneen, da sogar Millionenstädte wie Chicago

und Philadelphia zu einer selbständigen Oper sich noch nicht aufgeschwungen haben.

Das Schauspiel dagegen steht bis jetzt auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Es bereitet durch prunkvolle Ausstattung und immer sorgfältige, oft vorzügliche Darstellung einen glänzenden Rahmen für einen meist recht minderwertigen Inhalt. Obgleich Amerika noch keinen dramatischen Dichter erzeugt hat, herrscht die einheimische Produktion vor; ihre hauptsächliche Aufgabe beruht darin, entweder in leichten Schwänken und Konversationslustspielen oder in Melodramen und Spektakelstücken möglichst dankbare Rollen zu schreiben. Das ganze Gebiet der erotischen Probleme bleibt ihr durch die weitgehende Prüderie des amerikanischen Publikums versagt, und mit psychologischer Vertiefung hält sie sich erst recht nicht auf. Was in der modernen französischen Komödie der Ehebruch ist, nämlich der Inbegriff alles Dramatischen, das ist in der amerikanischen der Revolver. Die nervösen Damen, die bei uns ihren Parkettnachbar ängstlich zu fragen pflegen: „Es wird doch nicht geschossen?", würden schon beim Anblick der riesenhaften Affichen, die mit Vorliebe solche Höhepunkte theatralischer Mordlust veranschaulichen, in Ohnmacht fallen. Ab und zu spielt man Shakespeare; aber man pflegt ihn nirgends systematisch. Von den sonstigen Meisterwerken der Weltliteratur weiß die amerikanische Bühne nichts, und von dem Wertvollsten, was moderne europäische Dramatiker geschaffen haben, weiß sie so gut wie nichts. Man spielt natürlich nach, was in London gefallen hat; vereinzelt erscheinen in Übersetzungen auch deutsche Stücke und kaum häufiger französische, in usum Delphini ausgewählt.

Die kunstfeindliche Unsitte, allabendlich das gleiche Stück zu spielen, bis seine Zugkraft erschöpft ist, hat sich ja leider auch bei uns schon eingenistet; da drüben aber hat sie eine geradezu haarsträubende Alleinherrschaft erlangt. Erfolgreiche Stücke werden in Newyork jahrelang Tag für Tag heruntergeleiert, und dann zieht man weitere Jahre lang mit ihnen im Land umher. Der berühmte Schauspieler Jefferson hat sogar, wenn ich nicht irre, Jahrzehnte hindurch immer nur ein und dieselbe Rolle gespielt. Muß so dem darstellerischen Talent nicht die Wandlungsfähigkeit, die sein Lebenselement bedeutet, hoffnungslos verkümmert werden? Wird es so nicht einfach zum Papagei herabgewürdigt? Womöglich noch schädlicher wirkt jedoch dem Kunstzweck des Theaters das Star-System entgegen, indem es durch alle erdenklichen Kniffe eine einzelne Virtuosenleistung in den Mittelpunkt des Interesses rückt und ihr nicht nur die übrige Darstellung, sondern auch das dargestellte Werk gänzlich unterordnet. „Ist eine Rolle für den Star darin?" An dieser Frage prüft der amerikanische Bühnenleiter jedes Stück und verwirft es, sobald sie verneint werden muß. Demgemäß kündigt er auch auf dem Zettel nicht das Stück als solches an, sondern meldet, daß er den großgedruckten Star in der so und so betitelten kleingedruckten Komödie dem Publikum vorstellen wird. Ja, was ich nicht glauben würde, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte: so oft nach dem Aktschluß der Beifall die Darsteller vor die Rampe ruft, verbeugt sich zwar der Star vor dem Publikum; alle übrigen Mitwirkenden aber verbeugen sich vor dem Star! Sie bezeigen der gefeierten Größe auf diese sinnige Art ihren

Dank für die Gunst, neben ihr auf den Brettern stehen zu dürfen und durch ihre Wundertaten in den Hafen des Erfolges gesteuert worden zu sein. Fehlt nur noch, daß sie vor ihr unter bengalischer Beleuchtung auf die Knie sinken.

Im übrigen ist mir bei meinen Theaterbesuchen namentlich noch zweierlei aufgefallen. Erstens die äußeren Vorzüge der Schauspielerinnen. Ich bezweifle, daß man irgendwo in der Welt so viel blendende Frauenschönheit beisammen sieht, wie auf amerikanischen Bühnen. Zweitens die hochgradige Naivität der dramatischen Technik und die ihr entsprechende Naivität des Publikums. Die beneidenswerten amerikanischen Bühnenschriftsteller haben es leicht; sie brauchen sich nicht über den technischen Aufbau ihrer Stücke, über Exposition, Komposition und Szenarium den Kopf zu zerbrechen. Sie dürfen ihre Personen auftreten und abgehen lassen, wie es ihnen paßt. Eine Motivierung, warum diese gerade jetzt erscheinen oder verschwinden, wird offenbar nicht verlangt; sie sind eben plötzlich da, auch an Schauplätzen, wo sie gar nichts zu suchen haben. Nach ihrem Abgang läßt man die Szene unbedenklich einen Moment leer stehen, bis von der anderen Seite ein neues Paar auftritt. Seltsamerweise zeigt auch die Bühnenmaschinerie im Lande der höchsten Maschinenvervollkommnung noch eine primitive Rückständigkeit; die gewöhnlichsten Einrichtungen fehlen. Alles, was man in dieser Hinsicht nötig hat, wird immer nur für die Bedürfnisse eines bestimmten Stückes angefertigt. Schon deshalb wäre in den bestehenden Theatergebäuden ein wechselnder Spielplan kaum durchzuführen.

Als ich in Newyork den Wunsch aussprach, ein für Amerika besonders charakteristisches Stück zu sehen, empfahl man mir „The girl of the golden West“, ein Schauspiel, das der Direktor Belasco als sein eigener Hausdichter für sein Theater verfaßt hat. Es ist gewissermaßen ein Stück aus der vaterländischen Geschichte; denn es schildert das wilde Leben der kalifornischen Schatzgräber zur Zeit des großen Goldfiebers um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Landschaftsbilder, auf Zwischenvorhänge gemalt, und Volkslieder, während der Zwischenakte im Orchester gesungen, erhöhen die Stimmung; Inszenierung und Spiel sind schlechtweg musterhaft. Die Handlung aber scheint wie mit der Axt zugehauen, ohne nachglättenden Hobel. Das „Girl“ — natürlich die Star-Rolle — ist eine Art Regimentstochter; nur daß ihr Regiment statt aus Kriegern aus nicht minder haarbuschigen und bärbeißigen Goldsuchern besteht, die sich von diesem einzigen weiblichen Geschöpf im Lager sämtlich um den Finger wickeln lassen. Alle lieben sie, alle schützen ihre unbeschützte Tugend; aber das junge Herz hat noch nicht gesprochen. Endlich spricht es, nicht für einen ihrer vielen Freunde, sondern für einen schönen Fremdling. Sie ahnt nicht, daß dieser Fremdling ein Missetäter ist, ein Dieb und Räuber, dem die Nemesis schon im Nacken sitzt. Der entscheidende Akt spielt in ihrer Hütte. Eben will sie ihr bescheidenes Lager aufsuchen, da stürzt der holde Bösewicht, durch einen Schuß schwer verwundet, herein und bittet sie, ihn vor seinen Verfolgern zu verbergen. Kaum hat sie Zeit, in dem Dachraum oberhalb der Zimmerdecke ihm ein Versteck anzuweisen, das er mit letzter Kraft mühsam

erklimmt. Denn der Sheriff, die Fährte witternd, fordert Einlaß und bringt die Spannung des Publikums durch die Spannung eines fürchterlich großen Revolvers — Format jener Zeit — auf den Gipfelpunkt. Wird er ihn finden? Wird er ihn nicht finden? Es scheint nicht. Schon will er, nachdem er jeden Winkel des jungfräulichen Schlafgemaches rücksichtslos durchstöbert hat, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Aber was geschieht da? Von der durchlässigen Balkendecke träufelt das Blut des Angeschossenen herab. Der Sheriff hält sein Taschentuch unter, und vor unseren Augen färbt Tropfen auf Tropfen es purpurrot. Ha, nun hat er ihn! Triumphierend holt er ihn herab; kein Zweifel mehr, im nächsten Augenblick wird er dem Halbohnmächtigen den Rest geben. Da flößt Gott in der höchsten Not dem Mädchen einen rettenden Gedanken ein. Sie weiß, daß der Sheriff ein leidenschaftlicher Spieler ist, und schlägt ihm vor, mit ihr um das Leben des Geliebten zu spielen. An demselben Tisch, auf den der wunde Mann bewußtlos zusammengebrochen sich stützt, beginnt das aufregendste aller Hasardspiele, das — man braucht es kaum noch zu sagen — zum Jubel des Publikums von der heldenmütigen Jungfrau gewonnen wird ...

Man spricht jetzt in Amerika viel von einer Theaterreform; wie überall, regt sich auch hier unter den Besseren der Geist des Fortschrittes. Die Unternehmer freilich stehen sich bei den heutigen Verhältnissen zu gut, um solchen reformatorischen Ideen entgegenzukommen. Haben sie doch sogar einen mächtigen Trust gebildet, der bereits über die meisten Theatergebäude des Landes verfügt und jeder unbequemen Konkurrenz die Tür verriegeln kann.

Sarah Bernhardt, die während meiner Anwesenheit auf einer Kunstreise durch den Westen begriffen war, sah sich deshalb an verschiedenen Orten genötigt, in einem Zelte zu spielen!

Umso begieriger muß man den Plan des kapitalkräftigen Konsortiums verfolgen, das den Newyorkern ein künstlerisches Nationaltheater zu schaffen sich anschickt. Diese Zukunftsbühne, deren Prachtbau demnächst in bevorzugter Lage begonnen werden wird, soll, mit allem modernen Rüstzeug versehen, unter Verzicht auf das Star-System in einem möglichst reichhaltigen Repertoire die besten Werke der heimischen und europäischen Produktion zur Aufführung bringen. Sie wird infolgedessen eine radikale Neuerung in der amerikanischen Theaterwelt bedeuten, und wesentlich von dem Gelingen dieses interessanten Experiments wird es abhängen, ob die Amerikaner in dem Aschenbrödel, als das ihnen die dramatische Muse bisher erschien, die Prinzessin entdecken werden. Hoffentlich wird ihnen dann auch ein nationales Drama beschieden sein, in dem das Blut des amerikanischen Lebens pulsiert, ohne von der Decke zu träufeln.

Die Frauen

In Europa gibt es wohl kaum eine Frau, die niemals gewünscht hätte, als Mann auf die Welt gekommen zu sein. In Amerika dagegen wird man vielleicht eines schönen Tages keinen Mann mehr finden, der nicht lieber als Frau geboren wäre. Wenigstens gilt für das weibliche Geschlecht unbedingt das bekannte Goethesche Wort: „Amerika, du hast es besser."

Von einer Vorherrschaft der Frauen kann man zwar nur im Sinne humoristischer Übertreibung reden, und jene Heißsporne in Unterröcken, die, wenn sie die Macht hätten, die inferiore Männerwelt ebenso wie die indianische Urbevölkerung samt und sonders in Reservationen verweisen würden, fallen dort wie hier der unfreiwilligen Komik anheim. Die zielgewisse Energie, mit der die Amerikanerinnen in die Schanzen männlicher Privilegien Bresche gelegt und die Gesetzgebung des Landes zu ihren Gunsten beeinflußt haben, könnte für sich allein ihre bevorzugte Stellung nicht sichern, wenn diese ihnen nicht von den Männern selbst bereitwillig eingeräumt würde. Schillers Mahnung: „Ehret die Frauen!", die bei uns oft mehr in der Theorie als in der Praxis, mehr mit Worten als mit Taten befolgt wird, hat der Ameri-

kaner, auch der ungebildete, nicht nötig. Ihm ist diese Ehrbezeigung in Fleisch und Blut übergegangen; er übt sie im täglichen Leben wie eine selbstverständliche, aber darum nicht minder heilige Pflicht, und ein Frauengewand flößt ihm denselben unfehlbaren instinktiven Respekt ein, wie dem Deutschen eine Uniform.

Dieser Respekt wurzelt umso fester, weil er nicht auf einem mystischen, sinnlich-übersinnlichen Kultus beruht, sondern auf klarsachlicher Wertung und Würdigung. Daß der amerikanische Mann vom Weibe so außerordentlich hoch denkt, daran haben unzweifelhaft historische Ursachen mitgewirkt. Nicht nur in den Zeiten der ersten Besiedlung, sondern auch späterhin war das weibliche Geschlecht sehr in der Minderheit, und selbst heute noch übertrifft in den Vereinigten Staaten die Zahl der Männer die der Frauen um mehr als eine Million, während in Deutschland umgekehrt die Frauen um fast eine Million vorwiegen. Seltenheit macht kostbar. Die notgedrungene Ritterlichkeit, die in einer primitiven Gesellschaft von wenigen weiblichen und vielen männlichen Mitgliedern sich ausbilden mußte, hat sich fortgeerbt.

Schon auf der Straße wird dem europäischen Beobachter die größere Sicherheit und Bewegungsfreiheit der Frauen in die Augen stechen. Sie sind auf männlichen Schutz nicht angewiesen, da sie in jedem fremden Mann einen Beschützer vermuten dürfen. Auch in ihrer Toilette kennen sie nicht die Zurückhaltung, die von der Furcht, aufzufallen oder gar herauszufordern, bei uns ihnen auferlegt wird. In den größeren Städten, zumal in Newyork, flanieren die Damen in Promenadekleidern, die bei uns höchstens in einem eleganten Badeort mög-

lich wären, auf einer Großstadtstraße aber ihre Trägerinnen zudringlichen Blicken, galanten Annäherungsversuchen, in Berlin auch höhnischen Zurufen aussetzen würden. Während bei uns im Mittelpunkte des Verkehrs jede alleingehende Dame, sofern sie einigermaßen jung und hübsch ist, weder durch tadelloses Benehmen noch durch scheue Eile davor behütet wird, von abenteuerlustigen Herren als Freiwild betrachtet zu werden, und dabei nicht einmal auf den Schutz der Schutzmänner mit Zuversicht rechnen darf, ist die Amerikanerin vor jeder derartigen Belästigung gefeit. Sie wird nicht angestarrt, sie wird nicht verfolgt, sie wird nie und nimmer von einem Unbekannten angesprochen. Wehe dem Unverschämten, der dies dennoch wagen wollte. Das gesamte Publikum würde mit gelinder Lynchjustiz gegen ihn Partei nehmen, und eine empfindliche Strafe würde ihn vor Gericht erwarten.

Damen, die ohne jede Begleitung ihr Wägelchen kutschieren oder ihr Automobil steuern, ebenso einzelne Reiterinnen gehören zu den ganz alltäglichen Erscheinungen. In Buffalo sah ich ein junges Mädchen barhäuptig im Herrensitz allein durch den Park galoppieren — ein Bild jugendkräftigen Amazonentums, das für mich neu war, meinen Begleitern aber nicht im mindesten auffiel.

In allen erdenklichen Situationen des Verkehrs wird den Frauen eine Rücksicht zu teil, die unsere Kavaliersgepflogenheiten weit überbietet. Auch als Bekannter grüßt man die Dame nicht zuerst; man hat auf ihren Gruß zu warten. Als ihr Begleiter läßt man sie nicht ein- für allemal rechts gehen wie in Deutschland oder

links wie in Frankreich, sondern stets auf der Innenseite des Bürgersteigs. Sämtliche besseren Hotels und Restaurants haben einen eigenen Dameneingang. Für die einzelne Dame ist also überall gesorgt. Wie es hingegen unter Umständen dem einzelnen Herrn ergehen kann, mußte ich auf drastische Weise erfahren.

In dem großen Wintergarten des „Hotel Astor" war Nachmittagstee mit Musik. Ein Blick, den ich von der Halle aus hineinwarf, überzeugte mich, daß eine sehr elegante Gesellschaft den prächtigen Raum füllte. Ich sagte mir also: Da wirst du auch deinen Tee trinken, und setzte mich diesem begreiflichen Entschluß gemäß mit aller Harmlosigkeit in Bewegung. Wer aber beschreibt mein Befremden, als mir an der Pforte von dem dort aufgepflanzten Cerberus ein gebieterisches Halt zugerufen wurde! Zuerst dachte ich, es handle sich um das Eintrittsgeld. Nichts da, der Eintritt war frei; nur ich mußte draußen bleiben. Eine unwillkürlich von mir angestellte Nachprüfung meiner äußeren Erscheinung ergab nichts, was mich als minderwertig oder verdächtig hätte signalisieren können. Erst ein kurzes Zwiegespräch mit dem Cerberus brachte mir des Rätsels Lösung. Ich durfte nicht hinein, weil ich ein Herr ohne Damenbegleitung war. Als solcher gehörte ich ins Herrencafé. In diese heiligen Hallen aber hatten nur Damen Zutritt oder Herren, die von Damen mitgenommen wurden. Es blieb mir also nichts übrig, als wie ein begossener Pudel ins Herrencafé abzuziehen, wo ich es lange nicht so hübsch fand, und darüber nachzudenken, daß mir in Europa etwas Ähnliches nur passieren könnte, wenn ich statt eines alleinstehenden Herrn eine alleinstehende Dame wäre.

Schon diese Tatsachen des äußeren Lebens würden das stärkere Selbstgefühl erklären, das der Amerikanerin im Vergleich zu ihren europäischen Schwestern innewohnt. Unverkennbar trägt aber auch die „Koedukation" viel dazu bei, sie der demütigen Unterordnung unter den Herrn der Schöpfung zu entwöhnen. Wie könnte sie an seine fabelhafte Überlegenheit glauben und ihn zeitlebens als ihren geistigen Vormund betrachten, wenn dieser mythische Glanz schon auf der Schulbank zerstört wird! Kundige versichern, daß die Mädchen durchschnittlich besser lernen als die Knaben; erst da, wo bei selbständigen Studien nicht so sehr eifriges Auffassen und Aneignen wie originale Produktivität in Frage kommt, gewinnt das männliche Element dem weiblichen den Vorsprung wieder ab. Auf allen Mittelstufen also darf sich die Jungfrau dem Jüngling mit Recht ebenbürtig, zuweilen sogar überlegen fühlen, und sie macht von diesem Rechte Gebrauch. Daher wird man unter den Amerikanerinnen schwerlich ein Gretchen finden, das, beschämt dastehend, ausruft: „Du lieber Gott! Was so ein Mann nicht alles, alles denken kann!" Viel eher eine oder die andere, die wie Faust im stillen seufzt: „Habe nun, ach, Philosophie . . ."

Auch hierbei handelt es sich aber nicht etwa um einen Kampf. Nicht wie bei uns pocht der Mann auf seine tausendjährigen Vorrechte und läßt sie sich nur unwillig aus der Hand winden. Nein, die amerikanischen Männer sind es durchaus zufrieden, daß die Frauen ihnen mit dem selbstherrlichen Anspruch auf Gleichberechtigung entgegentreten; sie verlangen keinen Aufblick zu ihrer Manneshoheit; sie werden durch das

geistige Unabhängigkeitsbewußtsein ihrer Gattinnen nicht bedrückt; ja sie erblicken sogar in diesem ebenmäßigen Verhältnis der Geschlechter, das weder den einen noch den andern Teil auf einen Sockel stellt und nur natürliche, nicht künstliche Ungleichheiten gelten läßt, einen erheblichen Vorzug des amerikanischen Lebens vor dem europäischen. Sie finden, daß die Frau sich umso besser zur Gefährtin eines ernsten Mannes eignet, je gebildeter sie ist und einen je höheren menschlichen Wert sie in sich selber trägt.

Es versteht sich von selbst, daß, wie überall, so auch in Amerika die allgemeine Stellung der Frauen auf die sittlichen Zustände und Anschauungen einen bestimmenden Einfluß übt. Auch als Hüterinnen und Richterinnen der Sitte sind die Frauen dort mächtiger als bei uns, und ihrem Walten muß man es zuschreiben, wenn manches auf diesem Gebiete dort besser ist, manches auch allerdings nur besser scheint. Ohne jede Frage ist das Jugendleben reiner, der Ehebruch, schon infolge der bequemen Scheidungsgesetze, seltener, der Ton der Männer unter sich freier von Frivolität. Ohne jede Frage gewahrt man in den Straßen der dortigen Großstädte weniger vom Laster als in denen der unsrigen. Nur wäre hier der Schluß von dem, was man gewahrt, auf das, was besteht, sehr unzuverlässig. Eine geistvolle Dame rühmte mir, als ich in ihrem Hause zu Gast war, die Höhe der amerikanischen Moralität; aber auf dem Heimweg sagte mir ihr Bruder, ein Junggeselle: „Das Urteil meiner Schwester ist zu günstig; denn wie es wirklich zugeht, weiß sie nicht.“ Und zu den Frauen, die nicht alles wissen, kommen die andern, die nicht alles wissen wollen, die absichtlich beide Augen zudrücken.

Was ihnen widerstrebt, soll nicht vorhanden sein, soll jedenfalls nicht ausgesprochen, nicht erörtert werden. So entsteht jene auf die Spitze getriebene Prüderie, die mir in ihrem auch die Männerwelt unterwerfenden Despotismus einer der unerfreulichsten Züge des amerikanischen Lebens scheint. Denn sie wird stets von der Heuchelei unzertrennlich, oder richtiger, mit ihr gleichbedeutend sein. Heuchelei, schlimme Heuchelei ist es ja bereits, wenn man die öffentliche Diskussion einer so gewaltigen und verhängnisvollen Lebensmacht wie die Erotik unterdrückt, sie sogar in den künstlerischen Formen der Literatur und Bühne nicht duldet.

Daß dieser Despotismus nicht mit sich spaßen läßt, mußte unter anderen auch Maxim Gorki spüren, als er während meiner Anwesenheit in Newyork aus dem unfreiesten Lande in das freieste kam. Ich war Zeuge der lebhaften Debatten über die eigentümlichen, den Zeitungslesern wohl noch erinnerlichen Vorgänge, die seiner Ankunft folgten. Man bereitete dem russischen Dichter und Volksapostel einen überaus herzlichen Empfang; nicht nur seine Landsleute, sondern auch die Amerikaner schienen ihn auf Händen tragen zu wollen. Da, nach wenigen Tagen, wurde es plötzlich ruchbar, daß seine sympathische Begleiterin nicht, wie man bisher angenommen, seine legitime Frau, sondern seine Freundin war. Mit einem Schlage veränderte sich das Bild vollkommen. Die Komitees, die ihn zu feiern gedachten, gaben ihre Absicht auf; die begeisterten Verehrer, die ihn umringt hatten, zogen sich von ihm zurück; er sah sich wie ein ansteckender Kranker gemieden und wurde, genau wie ein solcher, aus mehreren Hotels ausgewiesen.

Ich muß es zur Ehre meiner aufgeklärten amerikanischen Freunde sagen, daß sie dieses Vorgehen nicht billigten; aber auch sie konnten nicht umhin, zu betonen, Gorkis Verhalten bekunde eine hochgradige Unkenntnis der herrschenden Landessitten, und gegen den Strom sei nun einmal nicht zu schwimmen. Hatte es doch der ahnungslose Poet nur dem Irrtum zu danken, der hinsichtlich des Zivilstandes seiner Reisegefährtin anfänglich obwaltete, daß er überhaupt den amerikanischen Boden hatte betreten dürfen. Denn das Einwanderungsgesetz verbietet nichtgetrauten Paaren, die in nachweislicher intimer Beziehung leben, die Landung. Solche Paare haben daher nur die Wahl, entweder unmittelbar bei der Statue der Freiheit den Rückweg nach dem sündigen Europa anzutreten oder unter dem scharfen Auge der Hafenbehörden schleunige Hochzeit zu feiern. So würde es demnach auch einem gewissen weimarischen Geheimrat und Staatsminister ergehen, falls er, aus Elysium zurückkehrend, in Begleitung von Christiane Vulpius den Vereinigten Staaten einen Besuch abzustatten gedächte. Es würde ihm nicht einmal etwas helfen, wenn er den gestrengen Wächtern der neuweltlichen Moral als Legitimation die „Römischen Elegien" vorläse; sie würden auf ihrem Schein, dem Trauschein, bestehen. Denn was in dem kleinen Weimar vor hundert Jahren gestattet war, das ist heute in dem großen Amerika unerlaubt. Die wirkliche Unmoralität wird von solchen drakonischen Vorkehrungen schwerlich getroffen; sie findet immer Schleichwege genug, ihnen zu entschlüpfen. Die Gewissensehe aber grundsätzlich verdammen zu wollen, scheint mir eines freien Landes und Volkes unwürdig.

Daß die Bedingungen des äußeren und inneren Lebens für die amerikanische Frau anders und vielfach günstiger liegen als für die europäische, ließ sich leicht feststellen. Doch wenngleich der Mensch sich nach den Lebensbedingungen modelt und diese, je verschiedener sie sind, ein umso stärkeres Auseinandergehen der Typen bewirken, so wird das Urteil nicht vorsichtig genug sein können, sobald ein allgemeiner Typus der Amerikanerin in besonderen charakteristischen Merkmalen umrissen werden soll. Die Klippe der Oberflächlichkeit ist nie schwerer zu vermeiden, als wenn es gilt, viele Millionen von Individuen mittels Eigenschaftsworten unter einen Hut zu bringen. Die Frage: „Wie denken Sie über die Amerikanerin?" fordert die Gegenfrage heraus: „Über welche?"

Nur so viel läßt sich vorweg behaupten: Die Vorstellungen, die man bei uns gemeinhin über die amerikanischen Frauen verbreitet findet, entsprechen nicht der Wahrheit. Diese Vorstellungen werden ja auch nur aus dem Bereich einer bestimmten, engbegrenzten Klasse, nämlich der in Europa reisenden oder sich aufhaltenden Amerikanerinnen geschöpft. Das danach festgelegte Signalement lautet etwa auf eine sehr prätentiöse, sehr vergnügungssüchtige, sehr äußerliche Weltdame, die mit Kleidern und Juwelen einen maßlosen Luxus treibt, die Anbetung ihres Ehesklaven, der ihr all diesen Tand im Schweiße seines Angesichts erarbeiten muß, dadurch belohnend, daß sie in aller Herren Ländern herumflirtet. Ja, in ihr erblickt man mit einem aus Bewunderung und Entrüstung gemischten Gefühl die eigentliche Erfinderin und Meisterin des Flirt, jener Satanskunst, die

noch leichter auszuüben als zu definieren ist, jener mit raffinierter Strategie durchgeführten erotischen Vorpostenplänkelei, die den Gegner immer im Schach zu halten weiß, aber keine Schlacht von ihm annimmt. Unstreitig, dieser Typus existiert in Amerika; aber nicht dort ausschließlich. Wer nach ihm die Amerikanerinnen beurteilen will, der tut dasselbe, als wollte er das Paradigma für die europäische Weiblichkeit unseren eigenen internationalen Weltdamen entlehnen. Die ungeheure Mehrheit der amerikanischen Frauen hat einen ganz anderen Lebensinhalt als diese eleganten Nomadinnen; sie hat ihn schon deshalb, weil ihre Mittel nicht ausreichen würden, lediglich mit vergoldeten tauben Nüssen zu spielen. Sie trifft man auch seltener unterwegs; um sie kennen und schätzen zu lernen, muß man sie innerhalb ihres Landes, innerhalb ihres Wirkungskreises aufsuchen.

Auch dann wird natürlich jeder nur mit seinen Augen sehen können, je nachdem diese beschaffen sind, und soweit sie reichen. Die französische Schriftstellerin Th. Bentzon hat beispielsweise das außerordentlich mannigfaltige Material, das sie in ihrem sehr lesenswerten Buche „Les Américaines chez elles" liebevoll zusammengetragen, mit französischen Augen gesehen. Sind doch von den Frauen, die sie schildert, die Frauen Frankreichs durch eine weitere Kluft getrennt als die anderer Kulturländer, und über diese Kluft kommt sie nicht ganz hinweg. Zwischen den Zeilen glaubt man öfters ein leises Kopfschütteln zu gewahren, nicht der Mißbilligung, nur der Verwunderung. Sie besitzt für die großartigen Leistungen der Amerikanerinnen jenes naive Befremden, das die Franzosen ausländischen Verhältnissen gegenüber nie völlig ab-

streifen; aber sie verfolgt doch in ihrer Darstellung eine ähnliche Tendenz wie Tacitus, als er in seiner Germania den Römern zu Gemüte führte, wie viel Gutes in der außerrömischen Welt möglich sei. Sie möchte nicht, daß die Französinnen Amerikanerinnen werden, und doch möchte sie, daß sie von ihnen lernen.

Darf man von einem fast durchweg hervortretenden Zuge sprechen, durch den die Amerikanerin sich am meisten nicht nur von der Französin, sondern auch von der Deutschen scheidet, so ist es jedenfalls der aus ihrem Selbstgefühl entspringende Selbständigkeitsdrang, der auch vor dem geliebten Manne nicht kapituliert. Sie will zunächst und vor allem ein Wesen für sich sein, ein Fixstern mit eigenem Lichtquell, nicht ein Mond, der sich von der männlichen Sonne sein Licht erst borgen muß. Die Heirat hat daher in ihrem Leben nicht dieselbe fundamentale Bedeutung wie in dem der Europäerin, und nicht in demselben Grade wie auf diese wirkt die Ehelosigkeit auf sie als Schreckgespenst. Jedenfalls ist die Ehe, so wenig sie ihr auch ausweicht, nicht das Ziel, dem sie von Anfang an systematisch zusteuert, auf das sie dressiert wird oder sich selbst dressiert. Sie wünscht wohl, daß der Mann ihr draußen im Leben begegne; aber sie wartet nicht auf ihn. Das junge Mädchen, das dasitzt, bis einer kommt, kennt man drüben nicht. Auch verheiratet, gibt sie ihr Sonderwesen nicht auf; sie hat ihr Lebensterritorium mit dem des Mannes durch ein festes Bündnis verkettet; aber sie läßt es nicht von ihm annektieren. Sie will den Mann umschlingen, weil sie ihn liebt, nicht ihn umklammern, weil sie seiner als Stütze bedarf. Sie läuft nicht Gefahr, den Mittelpunkt eines

„Puppenheims“ zu bilden; denn was Nora erst am Schlusse des dritten Aktes tun will, sich selbst zu einem Menschen erziehen, das hat sie schon vor der Ehe besorgt.

Man hat ihr nachgesagt, sie sei keine gute Hausfrau. In manchem Heim hatte ich als Gast wohltuende Gelegenheit, mich vom Gegenteil zu überzeugen. Im ganzen Mittelstand würde schon die Dienstbotennot die Abwälzung oder Vernachlässigung häuslicher Pflichten verbieten. Es kommt gar nicht selten vor, daß Damen der besten Kreise sich überhaupt ohne Bedienung behelfen müssen. Die feingebildete Gattin eines Universitätsprofessors, an dessen wirtlichem Tisch ich saß, kocht alle Mahlzeiten selbst, da sie nur über eine schwarze Aufwärterin verfügt, und ich stelle ihr nach der genossenen Probe das Zeugnis aus, daß sie gut kocht. Eines ist freilich richtig: Die Amerikanerinnen betrachten die Führung des Haushaltes nicht als einen Beruf für sich; sie gehen nicht darin auf und wollen nicht darin aufgehen. Sie sind nicht Hausfrauen aus Passion, und nichts liegt ihnen ferner als die Kleinlichkeit, die den Krimskrams solcher notwendigen Hantierungen zu wichtigen Staatsaktionen aufbauscht. Sie haben keine Lust, ihre ganze Zeit davon in Beschlag nehmen zu lassen, und darum begrüßen sie dankbar jede Erfindung und Einrichtung, die ihnen das Haushaltungsgeschäft vereinfacht. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil zieht den völligen Verzicht auf einen eigenen Herd und das Tischleindeckdich des Boardinghouse vor.

In dem Lande der sinnreichsten Arbeitsorganisation und der dadurch erlangten Kraftersparnis muß es den

Frauen eben mehr als anderwärts zum Bewußtsein kommen, daß gerade die häusliche Arbeit aus den ungeheuren Errungenschaften der Technik bisher den geringsten Vorteil gezogen hat und auf einer verhältnismäßig patriarchalischen Stufe zurückgeblieben ist. Durch das auffällige Mißverhältnis zwischen Kraftaufwand und Arbeitsergebnis wird ihnen das Haushalten verleidet, keineswegs aber durch Bequemlichkeit. Denn nirgends in der Welt wird die Arbeit, schon um ihrer selbst willen, auch vom weiblichen Geschlecht höher veranschlagt, nirgends durchgängiger als der eigentliche Sinn und Kern des Daseins aufgefaßt. Die amerikanische Frau will um keinen Preis eine Drohne sein; sie will sich betätigen, will mitschaffen am vielgestaltigen Werke der Nation und der Menschheit, und dieser elementare Drang hat mindestens ebensosehr wie die wirtschaftliche Notwendigkeit sie ins Berufsleben hinausgetrieben. Sie hat damit einen kulturgeschichtlichen Umschwung eingeleitet, dessen Tragweite wir heute noch gar nicht ermessen können, und den zu bespötteln das nachhinkende Europa inzwischen verlernt hat. Vor fünfundzwanzig Jahren sprach man bei uns von amerikanischen Ärztinnen ungefähr in demselben Ton, in dem man sich im Mittelalter von dreibeinigen Fabelwesen unterhielt; jetzt denkt man nicht mehr daran, den Frauen das Recht zur Ausübung solcher Berufe streitig zu machen, in denen sie sich tüchtig erweisen, sondern zieht es vor, die Gefahren der weiblichen Konkurrenz zu erörtern. Man vergesse aber nicht, daß die Amerikanerinnen dieses Neuland für die übrige Welt entdeckt haben und seine Pioniere geblieben sind. Man vergesse nicht, was es bedeutet, tausendjährige

Schranken durch Tat und Beispiel in wenigen Generationen fortgeräumt zu haben.

Die Zahl der im Erwerbsleben stehenden Frauen in den Vereinigten Staaten wird von Münsterberg (in seinem Werk „Die Amerikaner") auf 5 1/3 Millionen angegeben, das heißt auf mehr als ein Achtel der gesamten weiblichen Bevölkerung. Es gibt dort überhaupt keinen Beruf mehr, den militärischen ausgenommen, der nicht von Frauen ausgeübt würde — von der Predigerin bis zur Lokomotivführerin und professionellen Jägerin. Der Unterricht, und zwar nicht nur in den Volksschulen, neigt sogar merklich dazu hin, ein weibliches Monopol zu werden; denn die Lehrerschaft der Union besteht schon heute zu drei Vierteln aus Frauen. In verschiedenen der von mir besuchten Universitätsbüchereien machte ich die Bekanntschaft von Bibliothekarinnen. Ganz zu geschweigen von der Belletristik, die, wie es scheint, auch bei uns bald die Männer nichts mehr angehen wird, da diese im Begriffe sind, nicht nur das Schreiben, sondern auch das Lesen von Romanen ausschließlich den Frauen zu überlassen.

Aber nicht allein in der Erwerbsarbeit äußert sich der Betätigungsdrang der Amerikanerinnen; auf dem weiten Felde freiwilligen Wirkens für ideale Zwecke tut er sich nicht minder achtunggebietend hervor. Alle humanitären, sozialen, literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen werden von ihrem Interesse getragen und von ihrer Regsamkeit gelenkt. Der amerikanische Durchschnittsmann, dem seine aufreibenden geschäftlichen Unternehmungen wenig Muße lassen, verehrt in den Frauen nicht nur das schöne Geschlecht, sondern

auch die Priesterinnen des Schönen, und während er das Ressort des Äußern und der Finanzen verwaltet, überläßt er seiner Gattin das Ministerium für Geist. Ja, sein Respekt vor der Weiblichkeit wird gerade dadurch noch erhöht, daß er in ihr alle die ideellen Lebensmächte verkörpert sieht, die er achtet und anerkennt, aber selbst zu pflegen die Zeit nicht findet.

Mittelpunkte solcher Pflege sind die Frauenklubs, deren man mehr als dreihundert über das ganze Land verbreitet trifft. Sie dienen nicht nur der Geselligkeit, sie schulen ihre Mitglieder für die verschiedensten Zweige öffentlicher Betätigung und bieten ihnen zu dieser mannigfache Gelegenheit. Oder sie stellen auch eine Art von freier Akademie vor, die in Vorträgen und Debatten den Ideenkreis zu erweitern strebt. In einer solchen Vereinigung zu Milwaukee hörte ich eine Dame einen klaren und anschaulichen Vortrag über Ägypten halten. Der vornehmste Frauenklub von Chicago, der Fortnightly, gewöhnlich für Herren unzugänglich, veranstaltete in seinen prachtvollen Räumen mir zu Ehren eine besondere Sitzung, in der eine Dame sich mit frappierender Sachkenntnis und feinsinnigem Urteil über das moderne deutsche Drama verbreitete. An ihre Rede schloß sich eine allgemeine Diskussion; mehrere von den paar hundert anwesenden Frauen beteiligten sich daran mit Lebhaftigkeit, ja sogar mit Leidenschaftlichkeit. Auch ich mußte, nachdem die Vorsitzende mich in würdiger und feierlicher Form begrüßt hatte, zuletzt mein Sprüchlein aufsagen und fand für alles, was ich vorzubringen hatte, einen wohlgepflügten Acker.

Was hier in den oberen Gesellschaftskreisen geschieht,

davon lassen die Frauen bescheidenerer Klassen sich nicht beschämen. So haben zum Beispiel die Verkäuferinnen eines großen Basars in Boston ihren eigenen Fortbildungsverein, in dem sie regelmäßigen wissenschaftlichen Vorträgen lauschen. Andere Ziele verfolgt der Womans Club zu Chicago, dessen umfassende und segensreiche soziale Hilfstätigkeit in dem Bentzonschen Buche ausführlich geschildert ist. Eines der interessantesten Kapitel dieses Buches behandelt, beiläufig bemerkt, das Frauengefängnis zu Sherborn bei Boston. Von seiner kürzlich verstorbenen Vorsteherin Mrs. Johnson zu einer humanitären Musteranstalt erhoben, steht es noch heute unter der Obhut von ausschließlich weiblichen Beamten und Wärtern. Was seitens der Frauen für Mädchenheime, Armenhäuser, Hospitäler und andere gemeinnützige Institute in Organisation, Verwaltung und aufopferndem persönlichem Dienste geleistet wird, das kann ich im Rahmen dieser Betrachtungen nur andeuten, zumal es über das Gebiet meiner eigenen Anschauung weit hinausgreift.

So viel aber hat der gesellige Verkehr mir immer aufs neue bestätigt, daß der Eindruck der Großzügigkeit, den man vom amerikanischen Leben mit fortnimmt, zum guten Teil auf Rechnung der Amerikanerinnen zu schreiben ist. Nicht spießbürgerliche Enge begrenzt ihren Horizont, und ihre vielseitigen Interessen gehen zielsicher auf das unmittelbar Praktische. Man begegnet bei ihnen weder nebelhafter Sentimentalität, noch farbloser Schöngeisterei, und gänzlich fremd scheint ihnen jenes weibliche Bildungsphilisterium zu sein, das lediglich Konversation machen will über Dinge, zu denen es gar keine inneren Be-

ziehungen hat. Ihre Teilnahme und Begeisterung setzt sich gern rührig zufassend in Taten um und empfängt dann von diesen wieder einen konkreten Gehalt. Erstaunlich ist ihre Gewandtheit im Ausdruck ihrer Gedanken, einerlei, ob es sich um ein Privatgespräch oder eine öffentliche Rede handelt; denn das Hervortreten an die Öffentlichkeit, für sie und für ihr Publikum etwas Gewöhnliches, kostet sie keine Überwindung und beeinträchtigt nicht ihre unbefangene Ruhe. Nichts wäre unbegründeter als die Furcht, daß sie sich zu einem dritten Geschlecht entwickeln könnten; gerade weil ihr Vormarsch in der Richtung auf eine neue Weiblichkeit keine Hemmungen erfahren hat, darum haben sie von der Weiblichkeit im alten Sinne nichts opfern und nichts vernachlässigen müssen. Sie verstehen sich mit ausgesuchtem Geschmack zu kleiden und ihre gesunde Schönheit durch Sport und sorgsamste Körperpflege zu steigern.

Welche Überraschungen der Ehrgeiz, die Tüchtigkeit und die Begabung der amerikanischen Frauen der Welt noch bereiten wird, läßt sich nicht absehen. Mancherlei spricht jedoch dafür, daß ihre Klugheit ihnen die Zügel freiwilliger Beschränkung auferlegen wird. Wenigstens scheint die Frage, die vor noch nicht langer Zeit die weiblichen Gemüter drüben in stürmische Wallungen versetzte, augenblicklich auf einen toten Punkt gelangt: die Frage des Frauenstimmrechtes. Unzweifelhaft könnten die Amerikanerinnen diese Forderung, die bekanntlich von einigen westlichen Staaten bereits erfüllt worden ist, im ganzen Reiche mit nicht allzugroßer Mühe durchsetzen, wenn sie mit Einmütigkeit auf ihr bestünden. Aber gerade unter ihren angesehensten Wortführerinnen sind

viele, die den Eintritt der Frauen in die politische Aktivität für bedenklich oder doch für verfrüht halten würden. Der Vorzug, auf einer höheren Warte zu stehen als auf den Zinnen der Partei, dünkt ihnen zu wichtig, um ihn leichtherzig preiszugeben, und auf dem weiten Wirkungsfelde, das schon jetzt offen vor ihnen liegt, erblicken sie vorderhand Aufgaben genug für die weibliche Initiative.

Noch ist die Stunde nicht gekommen, um endgültig zu orakeln, was die Frauen vermögen und was nicht. Erst wenn sie jahrhundertelang ihre Kräfte in freiem Wettbewerb mit denen der Männer gemessen haben werden, wird ein untrügliches Urteil über die unverrückbaren Grenzen ihrer Natur gefällt werden können. Nur eines darf wohl schon heute als erwiesen gelten: die schöpferische Originalität, die ohne Beihilfe bereits getretener Spuren einen völlig neuen Pfad bricht, scheint dem männlichen Geschlechte vorbehalten. Dafür aber hat die Frau den feineren Instinkt für den Verlauf des einen großen Weges, den die Menschheit zu wandeln hat, für die Heerstraße zum Endziel, in die alle jene neuen Pfade zuletzt wieder einmünden müssen. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, der Mann sitzt am Steuer des Menschheitsschiffes, die Frau aber ist der Kompaß. Sie gibt unbeirrbar die Hauptrichtung an.

Hier liegt auch die Zukunftsmission der amerikanischen Frauen. Daß sie ihrer bewußt und für sie befähigt sind, haben sie gezeigt. In den verschiedenartigsten Berufen halten sie die Fahne der Menschlichkeit aufrecht, und als tapfere Soldaten der Zivilisation helfen sie einen verwandelten Militarismus herbeiführen, von dem sie nicht

mehr ausgeschlossen sind. Denn in dem einzigen Kriege, den eine kommende Zeit als berechtigt gelten lassen wird, in dem Kriege gegen die blinden Mächte der Natur, gegen Krankheit und Laster und Not, haben sie schon jetzt sich unverwelkliche Lorbeeren erworben, und unter ihren besten Kämpferinnen verdient manche den Rang eines kommandierenden Generals.

Klima und Natur

Die Sonne schien am Tage meiner Ankunft in Amerika, und sie schien am Tage meiner Abreise; sie hat während meines ganzen Aufenthaltes, der in die nicht gerade günstige Jahreszeit von der zweiten Hälfte Februar bis Ende April fiel, sich immer nur auf kurze Zeit vor mir versteckt. Obwohl ich die eigentlichen Sonnenländer der Union im Süden und an der pazifischen Küste nicht betreten habe, so ließ mir das lebenspendende Tagesgestirn doch keinen Zweifel, daß es bei seinen nordamerikanischen Spaziergängen durchschnittlich besserer Laune zu sein pflegt als bei seinen mitteleuropäischen. Mehr Licht! Diesem Sehnsuchtsruf aller Kreatur kommt der Himmel der Neuen Welt mit freigebiger Huld entgegen. Er vermummt sich seltener in das eintönige bleierne Grau, das er bei uns oft wochenlang zur Schau trägt und dann auch allen irdischen Dingen wie ein Büßergewand überwirft; auch macht er nicht wie gewisse Maler mit unentschiedenen matten Halbtönen aus der Not eine Tugend. Er ist ein Kolorist von Gottes Gnaden; sein Blau ist richtig blau; er verleiht den Farben der Landschaft ihren Vollwert und taucht sie in jene funkelnde, vibrierende Lichtfülle, die wir daheim jenseits der Alpen suchen gehen müssen.

Die Vereinigten Staaten sind ja im Vergleich mit Mitteleuropa ein südliches Land; man braucht nur zu bedenken, daß Boston, dort schon eine Stadt des Nordens, ungefähr in der Breite von Rom, Washington in der Breite von Palermo liegt. Dennoch ähnelt das Klima in dem weiten Gebiete, das bis zu den Felsengebirgen und bis zu den subtropischen Landesteilen sich erstreckt, mehr dem mitteleuropäischen, nur daß der Sommer heißer, der Winter rauher und länger ist. Diese stärkeren Temperaturgegensätze machen sich aber nicht nur im Wechsel der Jahreszeiten, sondern häufig ebenso in plötzlichen Umschlägen fühlbar. So ging ich beispielsweise zu St. Louis den einen Tag bei schneidender Schneeluft im Pelz, während mir am nächsten eine drückende Treibhausschwüle den einfachen Rock fast zu schwer werden ließ. Auf solche wilden Sprünge des Thermometers muß man drüben immer gefaßt sein, bis die sengende Sommerhitze einsetzt. Denn in unserem vielbesungenen holden Lenz haben wir eines der wenigen Privilegien, die uns von den Amerikanern nicht bestritten werden können. Nicht in jenen zarten Übergängen und allmählichen Steigerungen wie bei uns erwacht die Natur bei ihnen aus dem Winterschlaf; der Frühling erweckt sie mit einem jähen Ruck als ungestümer Brautwerber des Sommers und tritt dann sogleich diesem die Herrschaft ab. Vor allem aber kommt er spät. Das erste Grün sah ich gegen Mitte April in Washington, während in dem nördlicheren Newyork um dieselbe Zeit die Bäume noch völlig kahl standen und erst Ende des Monats so eilig, als ob sie um jeden Preis die Versäumnis einholen müßten, sich mit jungen Blättern

schmückten. Doch die ausgleichende Gerechtigkeit der Weltregierung hat dafür gesorgt, daß die Amerikaner durch ihren Herbst schadlos gehalten werden, den berühmten Indian Summer, den sie mit einhelliger Begeisterung als ihre schönste Jahreszeit preisen. Seine milde und heitere Witterung dauert, das buntgewordene Laub noch liebevoll schonend, bis um Weihnachten an; namentlich der November, in Deutschland der graueste und greulichste Monat, erweist sich dort nicht als der mürrische Totengräber der Natur, sondern als ein gleichmäßig lächelnder, sonniger Geselle, mit dem sich's leben läßt.

Den oft recht empfindlichen Unbilden des Klimas steht jedenfalls ein Vorzug gegenüber, für den man ihm manches nachsehen darf. Seinen anregenden Einflüssen verdanken die Menschen der Neuen Welt ihre beneidenswerte Frische und Leistungsfähigkeit. Die amerikanische Luft elektrisiert; sie wirkt wie Champagner. Sie verringert das Schlafbedürfnis und läßt kein Müdigkeitsgefühl aufkommen. Nur ihr kann ich es zuschreiben, wenn ich dort unausgesetzten Strapazen gewachsen blieb, deren Bewältigung ich mir vorher nie zugetraut hätte. Die Amerikaner wenigstens bauen fest auf die wundertätigen Eigenschaften ihrer Luft und leugnen, daß sie ohne diese ihren Nerven so unglaublich viel zumuten dürften, wie sie es, freilich nicht immer ungestraft, tun.

Minder erfreulich beeinflußt die klimatische Beschaffenheit des Landes die Respirationsorgane. Sie trägt offenbar die Schuld, wenn die üble Gewohnheit des Spuckens trotz allen Bannflüchen, mit denen die öffentliche Meinung sie belegt, und trotz allen Strafen, mit denen die

Obrigkeit sie bedroht, noch immer eine so peinliche Verbreitung zeigt. Wird sie doch sogar von einem der charakteristischesten Tiere der amerikanischen Urfauna geteilt; denn bekanntlich spuckt auch das Lama. Da es sich also hier um ein natürliches Verhängnis zu handeln scheint, so hat die fortschreitende Zivilisation Vorkehrungen im großen Stil dagegen getroffen. Im Sitzungssaale des Staatsparlaments von Ohio konnte ich feststellen, daß zu jedem einzelnen Deputiertensitz ein eigener Spucknapf gehört, und in einem gerade unbenützten Gerichtszimmer zu Indianapolis fand ich einen Vorrat von Exemplaren dieses unentbehrlichen Gerätes aufgestapelt, der bei uns für eine ganze Provinz ausreichen würde.

Der Amerikaner kann nun allerdings das Klima seines Wohnortes mit jedem erdenklichen anderen vertauschen, ohne die Grenzen seines Vaterlandes zu überschreiten. Hochgebirgskühle im Sommer oder Tropenwärme im Winter, strenge oder gelinde, trockene oder feuchte Luft in allen Abstufungen hat er je nach Gefallen zur Auswahl. Und doch sind die zahllosen klimatischen und sonstigen Kurorte mit ihren gewaltigen Karawansereien erst ein schwacher Anfang im Vergleich zu den Möglichkeiten, die eine noch jungfräuliche Natur in Urwaldswildnis und Gebirgsherrlichkeit, an Seegestaden und Meeresküsten für künftige Sommerfrischler und Winterwärmler aufbewahrt. Der Reichtum dieser Natur scheint unerschöpflich, sowohl an Schönheiten wie an Schätzen auf und unter der Erde. Bekanntlich gibt es nur verschwindend wenige Bodenprodukte, die der Amerikaner in seinem Lande nicht findet — man muß vorsichtig hinzufügen: bis jetzt. Es ist eine Schatzkammer,

die schlechthin mit allem dienen kann, was in der übrigen Welt nur rings zerstreut angetroffen wird.

Dem Fremden erzählt von solcher märchenhaften Fülle schon die Tafel. Durch ein mit äußerster technischer Vollendung gehandhabtes Transportsystem senden ihr Florida und Kalifornien während des ganzen Winters die köstlichsten Gemüse und Früchte. Unter den ersteren muß ich namentlich die frischen Spargel loben, die im Februar und März drüben keineswegs in so unerschwinglichem Preise stehen wie bei uns. Unter den Früchten erfreut sich die in Europa noch so gut wie unbekannte grape fruit mit Recht besonderer Beliebtheit: eine Agrume, zwischen Orange und Zitrone etwa die Mitte haltend, nur von drei- bis vierfach größerem Umfang und von höchst erfrischendem, süß-säuerlichem Geschmack. Sie gehört ebenso zum regelmäßigen Bestand des ersten Frühstücks, wie zu den Vorgerichten der Hauptmahlzeit. Was dagegen den Wein betrifft, so wollen die Amerikaner — soweit sie nicht überhaupt Temperenzler sind — von ihrem Eigenbau bisher nicht viel wissen. Ich kann ihrer Voreingenommenheit da nicht ganz beipflichten; ich habe wiederholt roten Kalifornier getrunken, den meine Zunge von einem guten mittleren Bordeaux kaum hätte unterscheiden können. Sie aber warten lieber, bis er nach Frankreich geschickt worden ist und von dort, doppelt so teuer, als St. Julien oder Margaux wieder zurückkehrt.

Mit Grund ist man stolz auf die außerordentlich vielen Sorten vorzüglicher Fische; nur vor den Forellen der Neuen Welt gebe ich denen der Alten den Vorzug. Auch die europäischen Austern finde ich schmackhafter als die amerikanischen; ihre Billigkeit aber macht sie drüben

zum Volksgericht, und es ist erstaunlich, auf wie mannigfache Art man sie zubereitet. Das Fleisch, wenngleich es sich in der Regel durch Zartheit auszeichnet, kam mir ebenfalls minder wohlschmeckend vor als bei uns; man bedeutete mir, daß dafür die Ernährung des Viehs verantwortlich zu machen sei. Für die Wetterfestigkeit amerikanischer Mägen spricht der Umstand, daß jede Mahlzeit mit einem Glas Eiswasser beginnt. Und mit gleicher Unentrinnbarkeit beschließt der Ice-creame jegliches Mittagessen. Nur ein einziges Mal bin ich ihm doch glücklich entronnen. Das war, als an gastlichem Tisch die tapfere Hausfrau zu allgemeiner Heiterkeit einen Zettel herumgehen ließ, den ihr soeben die Köchin hereingesandt hatte, und auf dem die wenigen inhaltschweren Worte geschrieben standen: „The ice-creame is stolen.“ Man hatte die Nationalspeise vor die Haustür gesetzt, damit sie hübsch gefroren bleibe, und dort war sie ihrer unerhörten Popularität zum Opfer gefallen.

Einen verschwenderischen Luxus treibt die amerikanische Tafel mit frischen Blumen. Das Tischtuch verschwindet unter dem blühenden Garten, von dem es bedeckt ist. Von der bemerkenswerten Höhe, auf der die Blumenzucht steht, zeugen vor allem die unvergleichlichen langstieligen dunklen Rosen, die den berechtigten Namen „American Beauties“ tragen.

Während andere Erdteile die hochgespannten Erwartungen ihrer Kolonisten so oft grausam enttäuschten, hat dieser, in dem seine ersten Ansiedler nur eine rauhe Zufluchtsstätte erblickten, immer überwältigender als gelobtes Land sich offenbart. Dem Glück aber verkettete sich das Verdienst; die Nutzbarmachung und Ausbreitung des

vorhandenen Überflusses, die Unterwerfung der Naturkräfte unter den menschlichen Willen auf einem so ungeheuren Gebiete, in wenigen Generationen vollbracht, wird immer zu den bewundernswertesten Kulturtaten zählen. Aus der Geschichte des Landes muß man denn auch das Verhältnis des Amerikaners zur Natur zu verstehen suchen, das nicht frei von Widersprüchen ist. Er betet sie an und mißhandelt sie; er liebt sie wie eine Mutter und knechtet sie wie eine Magd.

Die Herrschaft über sie zu erringen, mußte zuvörderst das ausschließliche Ziel seiner Mühen sein. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie er Sümpfe, Wüsten und Urwälder in wogende Äcker umgewandelt, die Bergestiefen durchwühlt, Brücken über Ströme und Meeresarme geschlagen, den Weltteil von einem Ende bis zum anderen in ein dichtes Schienennetz gespannt und in Riesenwerkstätten die Elementargewalten zu gefügigen Handlangern abgerichtet hat, so verblaßt der alte Mythus vom Übermenschentum des Prometheus und der Titanen. Die Maschinen traten an die Stelle der Geister, die in orientalischen Märchen dem Sterblichen ihre hundertfältige Stärke leihen, und übertrumpften deren Zauberleistungen durch tausendfältige Pferdekräfte. Zuerst war es der Menschenmangel, der zur Erfindung dieses Ersatzes drängte, und noch heute bewegt sich jede Verbesserung in der Richtung, weitere Hände entbehrlich zu machen, die Fabrikation zu automatisieren. Die versklavte Naturkraft arbeitet für den Menschen; der Arbeiter ist nur noch der Sklavenaufseher. Darauf beruht die augenfälligste Eigentümlichkeit amerikanischer Betriebe. Durch einen Zufall hatte ich kurz vor dem Antritt meiner Reise

Gelegenheit, in den Kruppschen Werken die Bereitung und Formung des Stahls beobachten zu dürfen; wenige Wochen später sah ich die gleiche Prozedur bei Krupps wichtigsten amerikanischen Konkurrenten, in den Carnegie-Werken bei Pittsburg. Dort zwang sich meinen Laienblicken sogleich die Wahrnehmung auf, daß die Arbeitsräume verhältnismäßig menschenleer waren. Der flüssige Stahl spazierte so gut wie selbständig von einer Station zur anderen, bis er seine endgültige Form gewonnen hatte.

Noch verblüffender stellte sich diese Methode mir vor, als ich zu Chicago die Stock Yards besuchte, jene über ein ganzes Stadtviertel sich erstreckenden Schlächtereien und Fleischfabriken, die mittlerweile durch die Enthüllungen des Romanschriftstellers Sinclair in so schlechten Geruch gekommen sind. Den Schweinen geht es da nämlich ungefähr ebenso, wie in den Carnegie-Werken dem Stahl; die von einem Witzbold erdichtete Maschine, wo vorn das lebende Schwein hineingeworfen wird und hinten die fertige Wurst herauskommt, ist da beinahe zur Wirklichkeit geworden. Von dem Augenblick an, in dem das Tier, am Hinterbein aufgehängt, über eine Walze laufend, den blitzschnellen Todesstich empfängt, bis zur Zerlegung des Fleisches geschieht alles, auch die Enthaarung, innerhalb weniger Minuten auf automatischem Wege. Dann schieben sich die ausgeweideten Tiere an einer endlosen Kette dicht nebeneinander vor einer Front von Arbeitern vorbei, von denen jeder nur einen einzigen raschen Schnitt auszuführen hat; und nach ein paar weiteren Minuten ist der Schinken zum Versand fertig.

Zeigt sich hier überall die Ausnützung der mechanischen Kräfte von der großartigen Seite, so kehrt die

Herrschaft über die Natur oft auch ein rücksichtslos brutales Antlitz hervor. Und die Natur rächt sich dafür; denn so willig sie dem Menschengeiste dient, so wird er sie doch niemals ungestraft vergewaltigen. Schon erweist sich die barbarische Verwüstung und Abholzung der Wälder, deren energische Bekämpfung eines der glänzendsten Verdienste des Ministers Karl Schurz gewesen ist, als eine nationale Kalamität, und noch hat die Notwehr der öffentlichen Wohlfahrt ihr keinen hinreichenden gesetzlichen Riegel vorschieben können. Auch ob die Bedrohung des Niagara durch weitere Kraftanlagen als abgewendet betrachtet werden darf, scheint noch fraglich. Die haarsträubende Verschandelung der schönsten Gegenden durch aufdringliche und geschmacklose Reklamen gehört ebenfalls auf dieses Sündenregister. Ich habe selten etwas Abscheulicheres gesehen, als einen freiliegenden Hügel in Cincinnati, der von oben bis unten mit einem bretternen Reklamewald bepflanzt ist. Zwar hat man einige durch Naturschönheit besonders bevorzugte Punkte zu Nationalparks erklärt, um sie vor solchem Vandalismus zu schützen; aber es wäre noch besser, wenn der Amerikaner sein ganzes Land als Nationalpark ansehen lernte.

Und doch läßt sich nicht bestreiten, daß er die Natur auf seine Weise liebt, ihr zärtlich zugetan ist. Nirgends lebt man so gern und so rückhaltslos unter freiem Himmel wie dort. Zu schönen Gegenden finden ganze Völkerwanderungen statt. Auch begüterte Familien ziehen häufig dem gekünstelten Hotel ein Blockhaus oder gar ein Zeltlager in urwüchsiger Wildnis vor. Nur ist das bewußte Naturgefühl, das ja eine der spätesten Kultur-

blüten zu sein pflegt und dem Kunstgefühl erst in weitem Abstande nachfolgt, noch im Erwachen begriffen. Wird es ganz und allgemein geweckt sein, dann wird es sicherlich die empfindungslose Naturentweihung nicht mehr dulden. Dann wird man, wie einst aus moralischen Gründen den Schwarzen, so aus ästhetischen Gründen der Natur die Sklavenketten da, wo sie ihrer unwürdig sind, abnehmen.

Obwohl ich mit Ausnahme der letzten Tage meines Aufenthaltes das Land noch in winterlicher Kahlheit antraf und von seinen berühmten Wundern nur den Niagara zu Gesicht bekam — wieviel Reize habe ich doch der amerikanischen Landschaft abgewonnen! Selbst in der eintönigen, nur zuweilen von welligen Erhebungen oder dunklem Gehölz unterbrochenen Ebene, die sich von den Ostgebirgen bis zum Mississippi erstreckt, wieviel Abwechslung des Licht- und Farbenspiels! Bis zur fernen, scharf gezogenen Linie des Horizonts schweift der Blick über fruchtbare Felder und Weiden, folgt den Silberbändern zahlreicher Wasserläufe und haftet an den einsamen Farmerhäusern. Nur nach Dörfern späht das Auge des Europäers vergeblich; auch die kleinsten Ortschaften haben städtischen Charakter. Bilder von eigenartiger Physiognomie gewahrt man erst, wenn man in den Bereich der großen Seen gelangt, die ihren Dimensionen nach richtiger als Binnenmeere bezeichnet würden, obgleich sie von Süßwasser erfüllt sind. Überschaut man vom Ufer des Michigan- oder Eriesees die unbegrenzte Fläche, so hat man jedenfalls die Illusion, an einer Meeresküste zu stehen, und eine heftige Brandung kann bei stürmischem Wetter diese Illusion vollenden. Der

Winter aber bändigt die Wogen durch einen mächtigen Eispanzer, auch dem überaus lebhaften Schiffsverkehr Einhalt gebietend. Am Uferrand türmt sich dann das Eis oft zu ganzen Bollwerken und Bastionen auf, die stellenweise an die grotesken Architekturen eines Gletschers erinnern. Auf der Fahrt von Detroit nach Cleveland genoß ich, während der Zug auf meilenlanger Brücke eine Bucht des Eriesees kreuzte, das herrliche Schauspiel, in die halb erstarrte, halb freie Flut die Sonne versinken zu sehen, deren letzte rote Strahlen von den Wasserstreifen wie von den Eisbänken in vielfältiger Spiegelung zurückgeworfen wurden. Der Detroitfluß, an dem die gleichnamige elegante Stadt gelegen ist, erscheint selbst wie eine Bucht des Sees, den er mit dem Lake St. Clair verbindet. Als ich an seinem schönen Gestade entlang fuhr, erstaunte ich über die Unmasse von Wildenten, die zu Gruppen vereint sich schwimmend auf seinem Rücken wiegten. Noch mehr aber erstaunte ich, als man mich belehrte, daß sie samt und sonders — aus Holz waren, täuschende Attrappen, dazu bestimmt, die lebendigen Vögel vor das Feuerrohr des lauernden Jägers zu locken.

Westlich von den großen Seen, im getreidereichen Staate Wisconsin, wird die Szenerie von unzähligen kleineren Seen belebt. Madison, die politische Hauptstadt des Staates und der Sitz seiner Universität, liegt malerisch zwischen drei solchen Seen, denen die klangvollen indianischen Namen Mendota, Monona und Wingra eignen. Wenn man sie vom Hügel des Universitätsgebäudes alle drei gleichzeitig überblickt, drängt sich die Ähnlichkeit der Lage mit der von Potsdam auf.

Fremdartigere Eindrücke als in diesem lieblichen Seengebiet empfängt man, sobald man noch weiter westlich das Tal des „Vaters der Ströme" erreicht. Die Mississippilandschaft in ihrer feierlichen, erhabenen Stille und Großlinigkeit gemahnte mich öfters an den Nil. Die St. Anthony-Fälle, mächtige Stromschnellen, die den Mühlen von Minneapolis ihre Kraft leihen müssen, könnte man demgemäß mit dem ersten Katarakt vergleichen. Ein Nebenflüßchen, in anmutigem Seitental dem Mississippi sich zuschlängelnd, bildet den schönen Minnehaha-Fall; mir freilich präsentierte er sich nur als ein Turm von gigantischen übereinandergeschobenen Eiszapfen. In einem weiten Halbkreis zieht dann der schiffbar gewordene Strom, von stattlichen Hügeln überragt, an der Schwesterstadt von Minneapolis, St. Paul, vorüber, die amphitheatralisch zu ihm sanft absteigt und so für den Beschauer, der auf jenseitiger Höhe, gleichsam auf den Zinnen des Amphitheaters steht, sich mit ihrer Umgebung zu einem überaus majestätischen Bilde vereinigt. Von da abwärts entfaltet der Strom immer mehr sein königliches Wesen, zwischen niedrigen Anhöhen oder auch ganz flachen Ufern mit ruhiger Würde dahingleitend. Bei St. Louis hat er schon die stattliche Breite von mehr als einem Kilometer. Die Lage dieser großen Stadt ist ziemlich reizlos; aber der kurze Ausflug zu den Meramec Highlands führt zu einem von hoher Warte frei zu überschauenden Hügelpanorama, das bis in blaue Weiten eine Bodenwelle hinter der anderen gleich Kulissen sich aufreihen läßt.

Immerhin steht der mittlere Westen landschaftlich hinter dem Osten zurück; denn diesen durchquert ja fast

in seiner ganzen Ausdehnung von Norden nach Süden, ungefähr parallel mit der atlantischen Küste, eine breite Gebirgskette, die mit ihren Zentralstöcken und weitverzweigten Ausläufern, bald Fluß- und Stromtäler einhegend, bald bis dicht an die tiefen Meereseinschnitte herantretend, dem Erdrelief reichste Mannigfaltigkeit und jeder Gegend individuelle Züge spendet. Ihre wesentlichen Motive weichen nicht allzusehr von denen der deutschen Mittelgebirge ab. Man könnte sich im Thüringer Wald oder im Harz wähnen; nur daß die Dimensionen überall bedeutender, die Formen rauher sind. Die kurze Strecke des Hudson, wo die Berge diesen herrlichen Strom mit einer schroffen, einengenden Mauer umschließen, hat man oft mit dem Rhein verglichen; mir jedoch scheint der Vergleich mit der unteren Donau beim Eisernen Tor treffender. Zwischen Newyork und Boston lernt man dann wieder eine ganz andere, von den nordöstlichen Abdachungen des Gebirges geschaffene Bodengestaltung kennen: schönes, heiteres Hügelland, von zahllosen Villenorten und herrschaftlichen Landsitzen belebt, oder wie bei Newhaven isolierte bewaldete Kegel, die trutzig die Ebene beherrschen und darum, wenn sie in Europa lägen, sicherlich mit Ruinen von Raubritterburgen gekrönt wären. Immer von neuem aber öffnen sich während der Fahrt blinkende Buchten, fjordartige Meeresarme und führen das Auge über ferne weiße Segel hinweg zu den großen und kleinen Inseln, die dem freien Ozean vorgelagert sind.

Während die amerikanischen Landschaftsbilder jetzt an meiner rückschauenden Phantasie noch einmal wie eine Wandeldekoration vorübergleiten, sehe ich, ein moderner

Odysseus, mit besonderer Sehnsucht den Rauch von Ithaca aufsteigen. Ich meine natürlich nicht die jonische Heimat des göttlichen Dulders, sondern Ithaca im Staate Newyork. Hat doch ein poetisch angehauchter Gouverneur die während seines Regiments gegründeten Niederlassungen im Westen dieses Staates mit Vorliebe auf die stolzesten und berühmtesten Ortsnamen getauft, die in den Geschichts- und Geographiebüchern der Alten Welt irgend aufzutreiben waren. So passiert man beispielsweise auf der Fahrt von Albany nach Buffalo die Stationen Ilion, Utica, Rom, Verona, Syracus, Memphis und Palmyra; man saust an Batávia vorbei und wenige Minuten später an Corfu, ohne auch nur die geringsten Beziehungen dieser löblichen Nester zu ihren Patenstädten zu entdecken. Aber Ithaca begeht keine allzugroße Vermessenheit, wenn es im Klang seines Namens den Zauber der homerischen Welt heraufbeschwört; denn es ist ein wahrhaft entzückendes Fleckchen Erde. Da man bildliche Anschauungen stets besser durch bildliche Vergleiche wiedergeben kann als durch Beschreibungen, so möchte ich sagen, daß es mir vorkam wie eine Kombination des Schwarzwaldes mit dem Zürichersee. Während nämlich das Städtchen selbst am Ende eines prächtigen Sees gelegen ist, der in seiner Formation den von Zürich getreu zu kopieren scheint, erhebt sich unmittelbar dahinter ein romantisches, schluchtenreiches Waldgebirge, auf dessen luftiger Höhe die Cornell-Universität sich angesiedelt hat. Ein Spaziergang von wenigen Minuten führt von ihren Bauten ins Herz dieser großartigen Wildnis hinein. Aus dem Halbdunkel dichter Nadelwälder betritt man kühne Hängebrücken, die über jähe Abgründe sich spannen,

und sieht in der Tiefe reißende Bergwasser schäumen oder in absetzenden Sprüngen mächtiger Kaskaden hinabstürzen. Von drunten aber, wo die Schluchten sich weiten, grüßt durch die Felsentore hindurch der stille, glitzernde Seespiegel herauf.

Und nun der Niagara! Wer könnte es wagen, von diesem Weltwunder, das allein die Reise nach Amerika lohnen würde, eine Anschauung zu wecken, indem er Worte aneinanderfügt! Zumal hier kein Vergleich zu Hilfe gerufen werden kann; denn Europa hat seinesgleichen nicht. Und obendrein erhebt die eigene Erfahrung warnend den Finger; denn ein Blick auf die Wirklichkeit, und man weiß, daß die hundert zuvor gelesenen Schilderungen nichts vermocht haben, als die Einbildungskraft irrezuleiten, und daß große Naturgegenstände ebenso wie große Persönlichkeiten von jedem neuen Auge neu entdeckt werden müssen. Spreche ich dennoch von dem, was ich dort gesehen habe, so geschieht es nicht, um dem Leser ein Bild zu entwerfen, sondern nur, um ihm eine Wirkung anzudeuten.

Ich hatte das Glück, bei meinem zweimaligen Besuch des Niagara zwei wundersam klare, warme Frühlingstage zu treffen. Der Himmel hatte geflaggt; die ganze Natur war wie eine Farbensymphonie aus Grün, Blau und Weiß: grün, wenngleich das Gehölz des Uferparks noch unbelaubt war, die schon frischsaftigen Rasenflächen und der Fluß; blau das reine Gewölbe der Luft, und weißer als der widerstandsfähige Schnee, der sich noch zu seinen Füßen staute, der blendende Gischt des stürzenden, stäubenden Wasserschwalls.

Zuerst hat man, von Buffalo kommend, die freundliche

Stadt Niagara Falls zu durchmessen, deren Hauptstraße mit ihren Läden für die Fremden, ihren Schaufenstern voll Erinnerungen und Ansichtskarten den Eindruck eines großen Badeortes hervorruft. An das Ende dieser Straße schließt sich der Prospect Park, von hier aus betreten, ein hübscher Stadtpark wie andere mehr, nur daß der bei jedem Schritt lauter dröhnende Donner auf Ungewöhnliches vorbereitet. Näher schreitend, sieht man den Fluß oberhalb des amerikanischen Falls eilig dahinschießen; die Fälle selbst gewahrt man erst, wenn man unmittelbar an ihren Rand gelangt ist.

Wie alles Bedeutende in der Welt offenbart der Niagara seine volle Größe nicht dem allerersten Anblick. Die Menschen nennen das eine Enttäuschung, statt es eine Täuschung zu nennen. Mancher gewaltige Wert würde leichter Verständnis finden, wenn sie noch einen zweiten und dritten Blick daran wenden wollten oder könnten, um diese Täuschung aufzuklären.

Hier aber hat die Natur, als ob sie mit dieser menschlichen Schwäche rechnete, selbst dafür gesorgt, den Enttäuschten die Augen zu öffnen. Sie hat um die Fälle herum ein Schaugerüst aufgeführt, das ihre eindringliche Bewunderung von allen Seiten sichert und von Stufe zu Stufe emporzwingt. Nicht nur an beiden Ufern hat sie das Felsplateau wie eine Aussichtsterrasse dicht herangeschoben; in die Mitte zwischen den amerikanischen und den kanadischen Fall hat sie überdies eine Insel gelegt, die es dem Zuschauer ermöglicht, gleichsam auf der Bühne selbst seinen Platz zu nehmen.

Wirft sich der amerikanische Fall geradlinig, in fast abgezirkelter Regelmäßigkeit wie über eine Mauer herab,

so vollzieht sein wilderer kanadischer Bruder, wegen seiner Form Hufeisenfall genannt, den Salto mortale in einem gedrängten Oval, wie von der obersten Galerie eines Gigantentheaters. Ein wahrer Höllenkessel entsteht so in seiner Mitte; es ist, als wollten die einander gegenüber herabspringenden Massen wie feindliche Kolonnen in erbittertem Ansturm aufeinander eindringen. Bei aller grausigen Magie dieses Phänomens und bei aller brausenden, brüllenden Musik, die es begleitet, begreift man es doch erst ganz, wenn man, in einen Gummianzug gehüllt, den unterirdischen Gang unterhalb des Falles bis zu einem in die Felswand gehauenen Fenster verfolgt. In Halbnacht stehend, kaum noch fähig zu unterscheiden, ob es etwas Flüssiges oder Festes ist, was da mit der Geschwindigkeit eines Blitzes und mit dem Getöse eines Weltuntergangs an einem vorbeitobt, erfaßt man nun, was man vor sich hat. Einen Strom, dessen Wasserreichtum die größten deutschen Ströme erst knapp vor ihrer Mündung erreichen, noch kurz ehe er hier eintrifft, vier Kilometer breit; einen Strom, unter dem plötzlich der Boden abreißt! Und was dieser beispiellosen unaufhörlichen Katastrophe ihre ganze Dämonie verleiht, das ist ihr Kontrast zu der lieblich-friedlichen Landschaft, in der sie sich abspielt. Ein kleinerer Dichter, als diese Natur es ist, hätte den rasenden Aufruhr mit einer düsteren Wolfsschluchtszenerie umrahmt; sie aber spann ein lächelndes Idyll darum her und erschütterte das Herz umso gewaltiger, indem sie Schrecken und Trost, Haß und Liebe, Leidenschaft und Ruhe, Tod und Verklärung in einen einzigen Akkord zusammenfaßte.

Unmittelbar nach dem Sturz ist der Fluß von einer

so unheimlichen Stille, als wäre er von dem Geschehenen betäubt; als müßte er, bevor er seinen Weiterlauf durch das enge Felsental, das ihn fortan einschnüren soll, beginnt, sich besinnen und sammeln. Doch eine kurze Strecke abwärts scheint er dessen, was er eben durchgemacht, mit einemmal wieder inne zu werden, und gerade wie ein Mensch, der zu einem ungeheuren Erlebnis erst einen gewissen Abstand erringen muß, um es zu fassen, gerät er nun in eine heftige, ihn bis in seine tiefsten Tiefen durchwühlende Aufregung. Das Tosen, Branden und Strudeln dieser „Rapids" kann man sich nur vorstellen, wenn man denkt, ein in entfesseltem Aufruhr begriffenes Meer werde vom Sturm durch einen Hohlweg hindurchgepeitscht, der noch dazu in eine Sackgasse endigt. Denn da die Talschlucht unversehens ein Knie bildet, so rennt dort der ganze, blindwütig gradaus schießende Flutenprall wie ein Verzweifelter mit dem Kopf gegen die Wand und wirbelt dann, nicht mehr aus noch ein wissend, im Kreise herum. Die Wasser finden zwar zu guter Letzt einen Ausweg in der veränderten Richtung; aber das Holz, das sie zu dieser, Whirlpool genannten Stelle verschleppen, wird so lange ringförmig herumgequirlt, bis es verfaulend sich auflöst. Nun endlich hat der Fluß die heroischen Irrungen und Prüfungen seiner Jugend hinter sich, und da die Felsenwände, die ihn von dem tollsten seiner Sprünge an bis hierher gelenkt und gemeistert, nach einiger Zeit abflachend ihn aus der Vormundschaft entlassen, so strebt er nun abgeklärt und ungehemmt durch eine prangende Ebene seinem Ziel, dem Ontariosee, entgegen.

Daß eine solche klassische Dichtung der Natur, ebenso

wie eine unsterbliche Kunstschöpfung, als unschätzbares Volksgut vor Zerstörung und Verstümmelung geschützt werden muß, hat die öffentliche Meinung Amerikas wohl erst in zwölfter Stunde erkannt. Sie wird, nachdem bereits schlimme Attentate geduldet worden, schlimmere hoffentlich zu verhüten wissen. Der elektrischen Aussichtsbahn, die den ganzen Bezirk in einer Schleife umzieht, darf man zwar nachrühmen, daß sie das Landschaftsbild nach Möglichkeit geschont hat. Umso störender und verletzender macht unterhalb des amerikanischen Falls, gleich jenseits der prächtigen Stahlbogenbrücke, die in ihrer leichten, graziösen Konstruktion wie aus Spinngeweben gebildet erscheint, eine Fabrikanlage sich mit allen ihren Häßlichkeiten breit. Das große Turbinenwerk, das die Wasserkraft des Niagara für unzählige Betriebe ausbeutet, liegt dagegen glücklicherweise fernab in der Stadt und erhält seine Speisung vermittels eines langen, unter ihr durchgeführten Tunnels.

Das erhabene Schauspiel des Niagara ist wie ein Sinnbild des amerikanischen Lebens. Im weiten Rahmen einer üppigen und verschwenderischen Natur eine unendliche Fülle von lebendigen Gewalten, die in ruheloser und fesselloser Hast vorwärts stürmen, jeden Widerstand besiegend, jedes Hindernis mit fortreißend. Beklommen steht der Fremde zunächst all diesem verwirrenden Getöse gegenüber; er sieht die zermalmende Eile, die blinde Wucht in unaufhörlichen Entladungen scheinbar sich selbst verzehren. Aber wenn er näher zuschaut, dann merkt er, das Getöse setzt sich um in gebändigte Kraft und die Kraft in Licht.

Charakterzüge

Man erzählt von einem berühmten Ohrenarzt, er habe den Schwerhörigen, die sich in seine Behandlung begaben, nach vollendeter Kur so lange ins Ohr geschrieen: „Sie sind geheilt!", bis sie es ihm glaubten. Ungefähr ebenso hat die amerikanische Demokratie durch die emphatische Betonung der Menschenrechte allen Bürgern der Vereinigten Staaten die unüberwindliche Überzeugung eingeimpft, daß sie frei seien. Darum gibt es in diesem glücklichen Staatswesen keine eigentliche revolutionäre Partei.

Politisch sind ja die Amerikaner gewiß eines der freiesten Völker der Welt. Der Volkswille ist souverän, das heißt die Minorität gehorcht der Majorität und diese ihren Parteihäuptlingen, die ihrerseits wieder weniger schieben als geschoben werden. So stellt sich jenes wunderbare Gleichgewicht der Kräfte her, bei dem jeder aus eigenem Antrieb das tut, was andere von ihm wollen. Staatsoberhaupt, Regierung und Beamtenschaft geht aus direkten oder indirekten Volkswahlen hervor; keine Kastenvorrechte hindern den Untersten, der Oberste zu werden; dem Gemeinen ist der Generalstab schon in die Wiege gelegt. Man darf die höchststehenden Persönlichkeiten ebenso wie den Staat selbst ungestraft schmähen

und herabsetzen, eine Erlaubnis, von der infolgedessen nur selten Gebrauch gemacht wird. Man darf, da Religion Privatsache ist, unbehelligt nach seiner Fasson selig werden, ein Ziel, dem infolgedessen die Gläubigen jeder Fasson mit verdoppelter Inbrunst zustreben.

Aber gerade um dieser unbestrittenen und unbestreitbaren Freiheit willen erträgt der amerikanische Bürger im täglichen Leben ohne Einspruch und ohne sichtliches Mißbehagen ein Maß von Beschränkungen, das man in unseren Polizeistaaten der vielerprobten Subordination der Untertanen nicht zumuten dürfte, ohne ihre heftige Gegenwehr herauszufordern. Diese seine Fügsamkeit ist umso erstaunlicher, als die weitgehenden Verordnungen und Verbote, denen er sich unterwirft, nicht für das ganze Bundesgebiet gelten, da bekanntlich ein beträchtlicher Teil der Gesetzgebung den Einzelstaaten vorbehalten ist und somit der eine Staat verpönt, was der andere, angrenzende erlaubt. Genau genommen muß also, wer viel im Lande herumkommt, die buntscheckige Musterkarte von sechsundvierzig verschiedenen Staatsgesetzbüchern im Kopfe haben, wenn er ganz sicher sein will, nirgends mit dem bestehenden Recht in Konflikt zu geraten. Namentlich in Bezug auf die Bestimmungen über die Sonntagsheiligung und den Konsum geistiger Getränke kennt sich wohl niemand überall aus, und an nichts gewöhnt sich der eingewanderte Europäer, dem doch zu Hause wahrlich genug verboten war, so schwer, wie an die drakonische Schärfe, bis zu der von zahlreichen Staaten diese Bestimmungen getrieben werden. Aber man begegnet noch viel seltsameren. So hat zum Beispiel der Staat Indiana durch strenges Verbot das Cigaretten-

rauchen in Bann getan, und wer aus dem Nachbarstaat, wo es gestattet ist, kommend ihn mit brennender Cigarette betritt, der überschreitet gleichzeitig die Grenze und das Gesetz.

Ein Herr, der mich in der Hauptstadt von Indiana aufsuchte, teilte mir diese Tatsache bezeichnenderweise in dem Augenblicke mit, wo er mir eine Cigarette anbot und sich selbst eine ansteckte. Ich sage, bezeichnenderweise; denn gegen alle derartigen bevormundenden Dekrete hilft sich der Amerikaner nicht, indem er sie bekämpft, sondern indem er sie umgeht. Ja, er hat diese Umgehungen zu einer förmlichen Kunst ausgebildet, sie im großen und im kleinen zum System erhoben. In Chicago spielte man noch vor kurzem mit zehn Kegeln statt mit neun. Warum? Weil das Spiel mit neun Kegeln im Staate Illinois verboten war. In einer anderen westlichen Stadt müssen am Sonntag die Bierlokale geschlossen sein; das größte und vornehmste war demgemäß, als ich mit meinen Begleitern mich ihm näherte, nach der Straße hin fest verrammelt. Aber als wir es durch eine Hintertür betraten, fanden wir nur mit Mühe einen unbesetzten Tisch. In dem ersten Hotel von Washington bekommt man am Sonntag nur dann etwas zu trinken, wenn man gleichzeitig auch etwas ißt. Und zwar muß es, wohlbemerkt, eine warme Speise sein; eine kalte genügt nicht. Auch wenn zwei Gäste sich gemeinsam ein warmes Gericht bestellen, müssen sie noch immer trocken sitzen. Es muß eine warme Speise sein, die man allein verzehrt. Was tut man also, wenn man nach der Hauptmahlzeit noch das sündhafte Gelüst auf ein Glas Bier verspürt? Ganz einfach, man läßt einen

warmen Sandwich kommen, das heißt ein Brötchen, das mit einer dünnen Scheibe warmen statt kalten Fleisches belegt ist; und nun kann man pokulieren, so lange man will.

Die Sonntagsheiligung verbietet nicht nur geistige Getränke, sondern leider auch geistige Genüsse. Sie zwingt, wie in England, die Theater, am Tage des Herrn ihre Pforten geschlossen zu halten, es sei denn, daß sie ihrem Publikum statt einer szenischen Aufführung ein „Sacred Concert" bieten. Was versteht man nun in Newyork unter einem solchen geistlichen Konzert? Etwa Kirchenmusik? Oder klassische Oratorien und Symphonien? Nein, man begrenzt den Begriff nur negativ, indem man verlangt, daß der Vorhang nicht aufgehen und nicht fallen, die Dekoration der Bühne nicht wechseln darf. Werden diese, dem warmen Sandwich entsprechenden Bedingungen strikt innegehalten, so kann der Direktor seiner frommen Gemeinde auftischen, was ihm beliebt, jeden Schwank, jede Posse, jede Operette, und kann die Vorstellung wie jede andere öffentlich anzeigen. Eine Theaternotiz, wie sie allwöchentlich in den Newyorker Blättern und auf den Affichen zu lesen steht, lautet: „Als Sacred Concert wird nächsten Sonntag ‚Der Kilometerfresser' gegeben." Oder ein sonstiges Stück von gleich erbaulichem Inhalt.

Man würde, wie mich dünkt, den amerikanischen Charakter verkennen, wollte man solche Absurditäten nur auf Heuchelei, auf pharisäische Wahrung des äußeren Scheines zurückführen. Ich glaube, sie werden eher verursacht durch die umfassende Duldsamkeit, von der das robuste Staatswesen gegenüber seinen Bürgern und

diese untereinander beseelt sind. Man macht die Gesetze zwar, damit sie befolgt werden; aber man nimmt es nicht so genau, so buchstäblich damit; man sieht durch die Finger. Man denkt, alles werde sich schließlich von selbst wieder ausgleichen und einrenken, wenn man es seinen Gang gehen läßt, und man hat damit wohl nicht ganz unrecht. Duldsamkeit der Regierenden erzeugt Geduld der Regierten. Nach dem Grundsatz: „Leben und leben lassen“ drückt jeder gern ein Auge zu, umso lieber als er mit dem offen gebliebenen so vieles gewahrt, was ihn erfreut und befriedigt.

Bei allerlei Anlässen habe ich die Amerikaner als ein hervorragend geduldiges Volk kennen gelernt. Diese Menschen, die es sämtlich so eilig haben, denen Zeit Geld ist, drängen und stoßen nicht in der Menge; sie lassen sich in überfüllte Straßenbahnwagen gutwillig bis auf den vierten Teil ihres gewöhnlichen Volumens zusammenpressen; nicht einmal durch langes, fruchtloses Warten wird ihre Laune getrübt. In Fällen, wo bei uns unfehlbar Lärm geschlagen oder nach dem Beschwerdebuch gerufen würde, ist ihnen nicht das leiseste Ärgernis anzumerken. Zu der Reise von St. Louis nach Columbia, Missouri, die fahrplanmäßig nur etwas über vier Stunden dauern sollte, benötigte ich deren acht und eine halbe! Auf einer Zwischenstation wurde der Anschluß versäumt; ich mußte dort bis zum Abgang des nächsten Zuges liegen bleiben; dieser setzte sich erst anderthalb Stunden, nachdem er fällig gewesen, in Bewegung, und blieb dann noch einmal fast eine Stunde auf freiem Felde haken, so daß ich mein Ziel statt am Mittag erst gegen Abend erreichte. Aber je nervöser ich wurde (denn ich fürchtete,

meinen Vortrag zu verpassen), destomehr bewunderte ich den unerschütterlichen Gleichmut meiner Mitreisenden. Der Verlust eines halben Tages schien sie nicht im geringsten zu berühren. Hinterher erfuhr ich, daß dieselbe Kalamität — die Versäumnis des Anschlußzuges — auf dieser Strecke wöchentlich mehrmals eintritt. Je nun, man beugt sich ihr, weil man sie gar nicht als so schlimm empfindet.

All dies Dulden und Gedulden, all diese Unempfindlichkeit vorübergehenden oder dauernden Mißständen gegenüber geht schließlich auf eine Grundeigenschaft des Amerikaners zurück, auf seinen vielgerühmten Optimismus. Unzweifelhaft trägt das Klima, tragen Licht und Luft seines Vaterlandes dazu bei, jene heitere, zuversichtliche, bejahende Weltanschauung in ihm zu erzeugen, die aus ihrem eigenen inneren Vorrat an Sonne heraus auch auf die Schatten des Lebens einen Goldglanz wirft. Dazu kommt, daß auch sein ausschweifender Glaube so oft durch die beflügelte Aufwärtsbewegung seines Volkes bestätigt, wenn nicht gar übertroffen wird; daß er, um Fortschritte zu gewahren, nicht zu sehen braucht, wie das Gras wächst, sondern wie der Blütenstamm der Aloe über Nacht in die Höhe schießt. Weit, wie die Grenzen seines Reiches, erscheinen ihm auch die Grenzen menschlicher Kraft, und sein Unternehmungsgeist liebt es, in Gedanken und Taten bis dicht an diese Grenzen vorzudringen. Um seine gehobene Stimmung sich auch nicht auf Augenblicke beeinträchtigen zu lassen, setzt er gern eine rosenrote Brille auf, ist er geneigt, alles in seinem Lande für gut und vollkommen zu halten. Eben darum ist er auch so leicht verletzt, wenn Außenstehende daran

irgend etwas, und wäre es noch so nebensächlich, zu tadeln haben. Seine Unempfindlichkeit gegen Mängel wird zur Empfindlichkeit gegen die Kritik. Er fühlt sich gleichsam im Paradies, und im Paradies — einerlei, ob es wirklich oder eingebildet ist — gibt es keinen Gast, der so unbequem, so störend und vor allem so überflüssig wäre wie der Kritiker.

Solcher Optimismus könnte einem Volke auf die Dauer gefährlich werden. Denn Selbstzufriedenheit führt in ihren letzten Folgerungen notwendig zum Stillstand. Aber trotzdem sind die Amerikaner von dieser Gefahr vorerst noch himmelweit entfernt. Finden sie die Einrichtungen ihres Landes auch gut, so sind sie doch schneller als andere bei der Hand, das Gute um des Besseren willen dranzugeben. Nirgends hat man mehr Lust und mehr Mut zu Experimenten. Wenn einer von zehn Wegen Erfolg verheißt, so scheut man sich nicht, erst neun vergebliche zu gehen. Man hat dabei vor Europa den wesentlichen Vorteil, daß keine geheiligte Tradition, keine bindende Pietät das Verharren auf ausgetretenen Pfaden zur Pflicht macht; man hat hingegen den Nachteil, daß man sich gründlich verlaufen kann. Es ist selbstverständlich mehr Wagnis, ins Unbekannte hinauszueilen, als wie ein Zirkusgaul im Kreise herumzutraben; aber nur so kann man, im großen oder im kleinen, zum Kolumbus werden.

Einer anderen Ausartung ihres Optimismus sind die Amerikaner indessen nicht ausgewichen: der Renommage. Ihr berechtigter Stolz auf ihre Gegenwart und Zukunft schlägt gern in Prahlerei um. Hauptsächlich kommt es ihnen darauf an, die Alte Welt zu über-

trumpfen, und zwar recht sinnfällig, durch Maß und Gewicht. Sie gleichen darin ein wenig jenem guten Manne, der, als ihm von einem merkwürdigen Zwerg erzählt wurde, ausrief: „Ich kenne einen noch viel größeren!“ In keiner Pose gefallen sie sich besser, als wenn sie von irgend einem Ding in ihrem Lande behaupten dürfen, es sei das größte der Welt, oder gar wie die Marktschreier vor der Schaubude versichern können: „Noch nie in Europa gezeigt!“ Diese Parvenue-Eigenschaft werden sie aber sicherlich mit der Zeit ganz von selbst abstreifen; denn man renommiert nur, etwas zu besitzen, was man noch nicht lange besitzt. Darum renommiert der Amerikaner mehr als der Europäer, der Berliner mehr als der Pariser, die Jugend mehr als das Alter.

Ein umso sympathischerer Zug, der gleichfalls dieser glücklichen Weltanschauung entkeimt, ist das allgemeine, wechselseitige Vertrauen. Ein gegebenes Wort gilt für so gut wie ein schriftlicher Vertrag, und man setzt sowohl im Geschäftsleben wie im täglichen Umgang beim Nebenmenschen solange Ehrlichkeit voraus, bis das Gegenteil bewiesen ist. Es scheint beinahe, als ob dies Vertrauen durch sich selbst dazu mitwirke, die Ehrlichkeit zu steigern. Wenigstens haben alle öffentlichen Unternehmungen die besten Erfahrungen damit gemacht, daß sie das Publikum einer nicht halb so strengen Kontrolle unterwerfen, wie sie bei uns für unentbehrlich gehalten wird. Ich weiß nicht, ob man es in Deutschland so ruhig wie in Amerika wagen könnte, frankierte Postsendungen, wenn ihr Format zu groß oder der Briefkasten voll ist, frei und offen auf diesen draufzulegen. Auf dem Lande sind die Briefkästen

überhaupt nicht verschlossen; man hebt, um seine Briefe zu den anderen zu tun, wie bei einer Schachtel den ganzen Deckel auf. Dennoch kommt nichts weg. Und dies ist dasselbe Amerika, in das wir immer noch einen so erheblichen Teil unserer Spitzbuben exportieren! Es bleibt nur die Wahl, anzunehmen, daß sie sich drüben bessern oder daß sie bei den eingeborenen Betrügern in die Schule gehen. Denn diese geben sich nicht mit Kleinigkeiten ab.

Als seine schönste Blüte entsprießt aber dem amerikanischen Optimismus die Gastfreundschaft. Erwächst doch auch sie aus dem starken und stolzen Wohlgefühl, das der Einheimische auf den ausländischen Besucher zu übertragen begehrt. Wer sich sein Haus recht hoch, frei und wohnlich gezimmert hat, mit freudiger Genugtuung darin weilt und alle seine Wünsche davon befriedigt findet, der wünscht begreiflicherweise, es auch anderen zu zeigen, wünscht, durch das Behagen, das er ihnen schafft, das seinige zu erhöhen. Darum übt der Amerikaner die Tugend der Gastlichkeit mit Passion; darum übt er sie mit dem Bewußtsein der Pflicht, dem Fremden gegenüber sein ganzes Land und sein ganzes Volk zu vertreten. In diesem heiligen Eifer entwickelt er eine solche Unermüdlichkeit, daß er sie ohne weiteres auch seinem Gaste zutraut und zumutet. Dessen einziges Bedürfnis, für das er angelegentlich Sorge zu tragen vergißt, ist das Ruhebedürfnis. Er glaubt, ihn nicht genügend geehrt zu haben, wenn er ihn nur einen Augenblick sich selbst überläßt, ihn nicht vom frühen Morgen bis zum späten Abend durch ein ununterbrochenes Festprogramm in Atem hält. Die Rolle eines solchen Gastes,

der noch nebenbei anzukommen und abzureisen, aus- und einzupacken, dreimal im Tage sich umzukleiden, Besuche zu empfangen und abzustatten, Reden zu halten und Briefe zu beantworten hat, gehört deshalb zu den Rollen, die der Schauspieler als dankbar, aber anstrengend zu klassifizieren pflegt. Nach dem Grundsatz: „Leben und leben lassen" läßt man ihn so lange unausgesetzt leben, ja sogar hoch leben, bis er halb tot ist. Wir in Deutschland sind doch seit einiger Zeit wahrlich sehr in der Übung, Feste zu feiern; aber die Amerikaner könnten in der virtuosen Ausdauer, mit der sie diese Kunst betreiben, unsere erhabensten Vorbilder beschämen.

Bei Festmählern schreibt die Sitte wie in England vor, daß die Reden und Trinksprüche erst nach dem letzten Gang beginnen. Dann aber folgen sie aufeinander ohne Zwischenpausen. Das Wort wird von dem sogenannten Toastmeister erteilt, der mit dem Vorsitzenden oder Gastgeber nicht identisch zu sein braucht. Er ruft nicht nur die vorherbestimmten Redner auf, sondern hat, wenn deren Liste erschöpft ist, auch das Recht, ahnungslose Gäste zu einer Stegreifleistung herauszufordern. An wen auch immer das Aufgebot ergeht, der darf sich ihm nicht entziehen; dem bleibt nichts übrig, als emporzuschnellen und sein Scherflein beizusteuern. Ein so anhaltendes oratorisches Turnier müßte ermüden, wenn die Amerikaner nicht geborene Redner wären und stets schlagfertig, aber nie weitschweifig, in Ernst und Humor ihren Mann stünden.

Dieses demokratische Volk liebt auch bei Veranstaltungen, bei denen uns jedes pompöse Zeremoniell fernliegt, eine gewisse Feierlichkeit der Form. Ich denke

hier hauptsächlich an den festlichen Rahmen, den man Vorträgen und Vorlesungen gibt. Der Redner betritt nie allein das Podium; er wird dorthin von einem Ehrengeleite eskortiert. Dort angelangt, darf er nicht etwa sogleich das Katheder besteigen, sondern ist gebeten, zunächst auf einem hinter diesem stehenden Prunksessel, einer Art von Krönungsstuhl, Platz zu nehmen. Während er da nun sitzt wie ein stummer Imperator, tritt eine repräsentierende Persönlichkeit, ein Herr des Komitees oder der Vorsitzende des Vereins oder der Präsident der Universität, vor die Zuhörerschaft, um ihr in kürzerer oder längerer Ansprache den Gast des Abends förmlich vorzustellen. Er erzählt die Biographie, nennt die Werke und preist die Verdienste des wehrlos Thronenden, der sich umsonst bemüht, dazu ein geistreiches Gesicht zu machen, und schließt, indem er der Versammlung dessen ihr bereits bekannten Namen laut und eindringlich zuruft. Erst damit ist für den Redner das Stichwort gefallen, das ihm gestattet, sich zu erheben und das Katheder einzunehmen. Inzwischen aber setzt sich auf den frei gewordenen Krönungsstuhl der Vorsteller und bleibt seinerseits dort bis zum Ende des Vortrages sitzen. Ich muß bekennen, es ist kein besonders gemütliches Bewußtsein, während man spricht, im Rücken einen Gönner zu haben, von dem man nicht wissen kann, ob er trotz allem Lob, das er einem soeben gespendet hat, nicht gähnt oder einschläft.

Ist der Redner beim Schlußpunkt angelangt, so hat er damit noch nicht etwa allen Anforderungen der Situation genügt. Denn nunmehr folgt meistens noch eine neue, echt amerikanische Programmnummer: die

Reception. Sie wird erheischt von dem unüberwindlichen Bedürfnis der Anwesenden, dem Manne, der ihnen soeben seine Gedanken und Gefühle ausgedrückt hat, zum Entgelt ihre Gedanken und Gefühle auszudrücken. Ein einziger sprach zu vielen Hunderten; nun wollen umgekehrt viele Hunderte zu einem einzigen sprechen. Das läßt sich technisch nicht anders bewerkstelligen, als indem sie in endloser Reihe langsam an ihm vorüberdefilieren, eine Gruppierung, für die in Europa wohl nur die höfische Etikette eine Analogie bietet. Man bekommt ein verständnisinniges Mitgefühl für die lastenden Bürden, die auf allerhöchsten Scheiteln ruhen, wenn man bei dieser Szene den unfreiwilligen Serenissimus spielt. Vorstellung, Händeschütteln, Austausch einiger freundlicher Worte; dann kommt der nächste dran. Bis zum ersten Hundert mag diese in gleichmäßiger Wiederholung sich fortsetzende Manipulation noch hingehen, obwohl sie von dem an die Wand gepreßten Gast eine tüchtige Arbeitsleistung beansprucht, und obwohl seine neuen Freunde trotz beiderseitigen edelsten Absichten ihm so nur örtlich, aber nicht menschlich nähertreten können. Rückt jedoch das zweite, das dritte Hundert heran, so wird man von dieser Fülle der Gesichte schließlich in einen geistigen Starrkrampf versetzt und kommt sich, von den temperamentvoll zugreifenden Händen in unaufhörlichen Schwingungen erhalten, nur noch wie ein heftig geschüttelter Obstbaum vor. Unter allen Strapazen, die ich zu bestehen hatte, sind mir diese Empfänge als die schwersten erschienen. Ja, ich habe, wenn sowohl mein Gehirn wie meine biedere Rechte einem so andauernden starken Druck preisgegeben waren, nicht nur die Ameri-

kaner um ihre eisernen Nerven, sondern auch den Ritter Götz von Berlichingen um seine eiserne Hand beneidet.

Es gibt Förmlichkeiten, die, weil sie keinen Empfindungsinhalt haben, nicht nur ermüden, sondern auch erkälten. Zu diesen aber gehören die hier geschilderten Bräuche nicht. Sie sind vielmehr Ventile für ein echtes Herzensfeuer; wenn es dem Gaste zeitweilig zu stark einheizt, so wird er umso dauerhafter davon durchwärmt. Belastet man seine Zeit, so versteht man andererseits, sie ihm zweckmäßig einzuteilen; niemals besinnen sich seine Wirte, ihm die ihrige, wäre sie auch noch so kostbar, im weitesten Umfang zu opfern. Sie würden ihm, wenn sie könnten, am liebsten auch noch ihre Augen und Füße zur Verfügung stellen, damit er seinen Aufenthalt nach Möglichkeit ausnütze, möglichst viel von ihrem Land kennen lerne. Eine originelle Methode, ihn rasch und angenehm zu orientieren, besitzen sie in den sogenannten Trolley-Fahrten, einer bei uns unbekannten Verwendung der elektrischen Straßenbahn. Diese, deren Netz in den amerikanischen Städten ausgedehnter zu sein pflegt als in den unsrigen und noch die fernere Umgebung auf viele Meilen im Umkreise mit einschließt, vermietet reizend ausgestattete Luxuswagen zu beliebigen Vergnügungstouren. In bequemen Sesseln, die Aussicht durch breite Scheiben nach allen Seiten frei genießend, fahren die Teilnehmer auf den gewöhnlichen Geleisen kreuz und quer durch die Stadt und vor diese hinaus; je nach ihrem Wunsch hält der Wagen an, wo es etwas zu sehen gibt, läßt sie aussteigen und wartet auf ihre Rückkehr. In dieser komfortablen Manier habe ich dank meinen Gastfreunden den Tagesausflug zum Niagara

von der Tür meines Hotels in Buffalo und wieder zu ihr zurück unternommen. In Cincinnati wurde mir eine solche Trolley-Fahrt von den Damen des Komitees angeboten, die — achtzehn an der Zahl! — mich im Hotel abholten und bis zu den Fleischtöpfen eines ländlichen Restaurants entführten. Nur damit ich gegen eine derartige holde Übermacht mich nicht ganz wehrlos fühlen sollte, waren mir als Ehrenwache noch zwei männliche Wesen mitgegeben. In St. Louis aber wurde sogar das Restaurant in den Wagen selbst verlegt. Diesen hatte die gütige Fürsorge der dortigen Veranstalter mit einer reichgedeckten Tafel versehen lassen, an der uns, während wir die belebten Straßen entlang glitten, eine Mahlzeit von mehreren Gängen aufgetragen wurde — ein Bankett in der Trambahn!

Der hohe Temperaturgrad amerikanischer Gastfreundschaft erklärt sich wohl noch aus einem anderen Zusammenhang. Man treibt nämlich ganz im allgemeinen drüben mehr Personenkultus als bei uns. Einen der Demokratie widersprechenden, mit ihr unvereinbaren Zug könnte darin nur erblicken, wer den Einfluß politischer Doktrinen auf die Menschennatur überschätzt. Diese hat ja das unausrottbare Bedürfnis, jedes Ideal, jeden Gedanken, jedes sachliche Interesse, kurzum alles Abstrakte in Personen verkörpert zu sehen, denen sodann die eigentlich der Sache geltenden Gefühle zuströmen. Je naiver der Mensch ist, desto weniger vermag er die Idee von ihren vergänglichen Repräsentanten zu trennen; ja, nur in ihnen vermag er sie überhaupt zu fassen. Sogar für die unsichtbare Gottheit bedarf er daher eines sichtbaren Statthalters, und erst in der Persönlichkeit des Monarchen

verlebendigt sich ihm der Begriff des Staates und des Vaterlandes. Eben darum aber tritt der Personenkultus in Republiken auffälliger in die Erscheinung als in Monarchien. In diesen ist er gleichsam offiziell reguliert, findet er im Herrscher, in den Mitgliedern der Dynastie bereits eine Anzahl der von ihm benötigten lebenden Symbole durch die Geburt abgestempelt vor. In Republiken dagegen muß er solche Symbole erst selber aufsuchen und abstempeln; denn hier sind es gerade umgekehrt die offiziellen Persönlichkeiten, die Häupter der Regierung, denen Weihrauch zu streuen und Lorbeerkränze zu winden das demokratische Prinzip ihm untersagt. Wohin nun mit all der überschüssigen Begeisterung? Wenn die Seele jubiliert, dann will die Kehle Evoë oder Hurra schreien. Jede Ursache oder auch nur jeder Vorwand, sich auszulösen, wird diesem latenten Drang zur Wohltat. Man muß also nur der Träger oder der Vertreter irgend einer Lieblingsvorstellung sein, um allen für sie aufgespeicherten Enthusiasmus einzuheimsen. So wird der Fremde gefeiert als Mandatar seines Heimatlandes, seines Weltteils, der Künstler und Gelehrte als Delegierte Apolls und der neun Musen, der Milliardär als Repräsentant der nationalen wirtschaftlichen Macht. Das wichtigste Erfordernis für solche Bekrönung ist nicht sowohl das Verdienst des von ihr Betroffenen als seine Anwesenheit.

Immerhin wird dem Ehrgeiz des einzelnen auf diese Weise ein würdigerer Ansporn erteilt, als wenn man ihm nur einen plumpen Köder vorhält. Denn irgend einer Idee zu dienen und in ihrem Dienste irgend etwas zu leisten, ist schließlich doch der einzige Weg, wie man

sich in Amerika auszeichnen kann, und die Auszeichnung knüpft sich nur an den Menschen selbst, nicht an eine ihm aufgeklebte Etikette. Es gibt keine Titel. Auch der Präsident der Republik wird nur „Mr. President" angesprochen und hat sich die Anrede „Exzellenz", mit der ihn Europäer zu beehren liebten, ausdrücklich verbeten. Ein amerikanischer Freund erzählte mir, auf einer Reise durch Deutschland habe im Eisenbahncoupé eine Dame, mit der er ins Gespräch kam, sich ihm sofort als Stadtverordnetenvorstehers-Gattin zu erkennen gegeben. Er fand das höchst komisch und erkundigte sich bei mir, warum die Frau ihn von dieser Titulatur in Kenntnis zu setzen für nötig gehalten habe, ohne daß er sie danach gefragt; ob denn die Stellung ihres Gatten eine ganz außergewöhnlich hohe sei. Er konnte auch nach meiner Erläuterung nicht recht begreifen, weshalb die Menschen bei uns sich alsbald gegenseitig vorstellen, da doch weder ihr Name noch ihr Amt und Beruf im oberflächlichen gesellschaftlichen Verkehr etwas zur Sache tue. Denn während der Deutsche vor allem nachforscht, was einer ist, so interessiert den Amerikaner ausschließlich, wie einer ist; und da unterscheidet er im Grunde genommen nur zwei große Gruppen: entweder man ist ein Gentleman, oder man ist es nicht. Er kennt nicht die vielgliederige soziale Stufenleiter, auf der jeder nach den Staffeln über ihm demütig empor- und nach denen unter ihm anmaßlich hinabblickt. Am gesündesten äußert sich darum der demokratische Charakter in den ebenso von Herablassung wie von Devotion freien Umgangsformen der verschiedenen Klassen untereinander. Den Zögling europäischer Herrenmoral muß es natürlich zu-

erst verblüffen, wenn die daheim gewohnte abgezirkelte Distanz auch von den Leuten, die ihn bedienen, nicht gewahrt wird; wollte er aber nun seinerseits Gewicht darauf legen, in der Absicht, sich in Respekt zu setzen, so würde er ganz gewiß nur die gegenteilige Wirkung erzielen.

Das Selbstbewußtsein, das auch den Niedrigsten als Glied des amerikanischen Gemeinwesens erfüllt, wird vom Staat wie von der Gesellschaft geschont, geachtet und gepflegt. Da die „gute Behandlung" ein ebenso elementares menschliches Verlangen bedeutet wie der „hohe Lohn", so wird dadurch der soziale Druck nach unten wesentlich gemildert. Die Vereinigten Staaten waren und sind der Schauplatz erbitterter Interessenkämpfe; der Klassenkampf aber ist ihnen bis jetzt fern geblieben. Auch der Proletarier pocht auf die eigene Kraft, und der Gedanke an Hilfe von außerhalb, sogar an Staatshilfe, ist ihm unsympathisch. Auch er will von Niemandes Gnade abhängig, auf Niemandes Schutz angewiesen sein; er kennt, wo es seinen Vorteil zu wahren gilt, keine Rücksicht; aber er fordert auch keine. Die Devise „Hilf dir selbst" ist dem Amerikaner so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß er nicht einmal gegenüber den Gefahren des modernen Verkehrs für Leib und Leben die Fürsorge anderer beansprucht. Vorsichtsmaßregeln, auf die sowohl unser Publikum wie unsere Polizei um keinen Preis verzichten würden, läßt man ruhig außer acht, da man auch die Vorsicht als Privatsache behandelt. Wer seine geraden Glieder liebt, der mag sie nur selber behüten. Den nämlichen Bürgern, denen man das Cigarettenrauchen als gesundheits-

schädlich verbietet, gönnt man umso reichlichere Gelegenheit, Arme, Beine und Genick zu brechen.

Dem Fehlen schroffer Klassengegensätze entspricht die Gleichförmigkeit des äußeren Lebens. Die Sitte hat die Amerikaner uniformiert; ihre Gewohnheiten und ihre Neigungen, ihr Kleiderschnitt und ihre Zeiteinteilung sind nach einem einheitlichen Modell geformt. Es ist wohl kaum übertrieben, wenn man behauptet, daß sie alle zur gleichen Minute ihr Tagewerk anfangen und beenden, zur gleichen Minute sich zu Tisch setzen und vom Tisch aufstehen. Wer eigenmächtig eine individuelle Regelung des Tages vornehmen wollte, würde daher auf die größten Schwierigkeiten stoßen; denn was außer der Zeit gewünscht wird, dafür sind nirgends Vorkehrungen getroffen. Der Deutsche, dem ein solches Dasein nach der Uhr am wenigsten gemäß ist, sollte nicht übersehen, daß es die äußerste Kraftersparnis ermöglicht. Nur dank diesem pedantisch innegehaltenen Stundenplan läßt sich ein so fieberhaftes Lebenstempo ohne allzu aufreibende Folgen durchführen. Dank ihm schwebt auch der Müßiggang den angespannten Berufsmenschen nicht als die süße, lockende Illusion vor wie bei uns. Denn wer nichts tut, gehört eben schon damit zu jenen, die sich dem allgemeinen Tageskreislauf nicht einfügen und darum nicht wissen, wo und wie sie sich aufheben sollen. Das ist der Grund, weshalb die Arbeitenden niemals Sehnsucht verspüren, in Europa zu arbeiten, wohl aber die Müßigen, in Europa müßig zu gehen. Für diese hat die Alte Welt vorderhand noch eine bei weitem reichhaltigere Speisekarte.

Kraftersparnis, das Ideal jeder Organisation, erstrebt

der Amerikaner sogar in seiner Redeweise. Wie er zu dem nämlichen Zweck gerade jetzt sich anschickt, die englische Orthographie zu vereinfachen, so liebt er im Ausdruck tunlichste Knappheit und Kürze. Von überflüssigen Worten ist er kein Freund, und wenn man Fragen an ihn richtet, dann muß man sich an den gedrungenen Telegrammstil seiner Auskünfte erst gewöhnen. Ja, wo die Tat die Worte entbehrlich macht, sagt er überhaupt nichts. Anfänglich begegnete es mir öfters, wenn ich einem Beamten oder Bediensteten einen Wunsch aussprach oder einen Auftrag erteilte, ohne damit die leiseste Gegenäußerung hervorzurufen, daß ich mich nicht verstanden glaubte; aber mittlerweile war das, was ich wollte, bereits geschehen.

Erwägt man, aus wie vielen verschiedenen Elementen dieses Volk sich zusammengesetzt hat und noch fortwährend zusammensetzt, so wirkt die vollendete Einheitlichkeit seiner Sitten beinahe wie ein Wunder. Vielleicht besteht das Geheimnis darin, daß für die neu Hinzutretenden im Amerikanertum so viel innerlich Zwingendes liegt und so wenig äußerer Zwang. Sonst müßte man in der Tat vermuten, es gäbe irgendwo eine große, Tag und Nacht arbeitende Maschine, in die oben die Einwanderer aller Nationalitäten hineingeschüttet werden, und aus der unten die fertigen Amerikaner herausfallen.

Schluß

Durch die freundliche Vermittelung des Deutschen Botschafters, Baron von Speck-Sternburg, wurde ich während meines Aufenthaltes zu Washington vom Präsidenten Roosevelt in Privataudienz empfangen. Als ich zur angezeigten Stunde im Weißen Hause vorsprach, wies der Diener, dem ich meine Karte übergab, mich in den zu ebener Erde, dem Haupteingang gegenüber gelegenen Empfangssalon und sagte mir, der Präsident werde alsbald erscheinen. Ich hatte in dem hohen und lichten, aber etwas steifen und kahlen Repräsentationsraum, an dessen ovalen Wänden sich eine Garnitur von blauen Empiresesseln entlang zieht, und aus dessen Verandafenstern man in den schönen Park hinausblickt, nur wenige Minuten zu warten, bis der Präsident eintrat. Er war allein, und nicht anders als ein Privatmann einen Besucher empfängt, hieß er mich willkommen, zog einen Sessel herbei und setzte sich mir gegenüber, um mit mir zu plaudern. Kein äußeres Merkmal erinnerte daran, daß ich mich vor dem Staatsoberhaupt eines der mächtigsten Reiche der Erde befand.

Präsident Roosevelt ist mittelgroß, untersetzt, muskulös; man könnte ihn nach seiner Erscheinung für einen Mann der Wissenschaft halten, aber nicht für einen

stubenhockenden, sondern für einen jener amerikanischen Gelehrten, die ihren Körper ebenso geflissentlich gestählt haben wie ihren Geist. Er sieht wesentlich jünger aus als auf seinen Bildern. Keine der allgemein verbreiteten Aufnahmen, soweit ich sie kenne, ist wirklich ähnlich. Köpfe, die, wie der seinige, ihr Charakteristisches mehr im Ausdruck haben als in der Form, lassen ja die photographische Kunst fast immer versagen. Man würde diesen Kopf nicht zu den eigentlich bedeutenden zählen können, wäre er nicht in seiner Ausarbeitung Zeuge eines ungewöhnlichen Naturells und einer noch ungewöhnlicheren Lebenskraft. Unter dem kurzen, blonden, etwas struppigen Haupthaar wölbt sich eine zwar nicht sonderlich hohe, aber prachtvoll modellierte breite Stirn; durch den Kneifer blitzen die Augen mit beinah unheimlicher Schärfe. Der herabhängende Schnurrbart bedeckt fleischige, ein wenig wulstige Lippen. Das feste, derbe Kinn vollendet die Straffheit der in stramme Willenszucht gespannten Gesichtszüge. Der Mund öffnet sich beim Sprechen ziemlich weit, ein gesundes Raubtiergebiß zeigend, und stößt die Worte ruckweise hervor, als würde jedes einzelne aus dem Gehege der Zähne erst entlassen, nachdem ihm ein eigener Stempel aufgedrückt worden. Der ganze Mann scheint mit Energie geladen wie eine Leidener Flasche, die bei der leichtesten Berührung Funken sprüht.

Der Präsident betonte zunächst seine Freundschaft für den Deutschen Botschafter und fragte mich dann nach den Erfahrungen, die ich während meines Aufenthaltes im Lande gesammelt. Als ich dabei besonders die Überraschungen hervorhob, die mir durch die zunehmende Verbreitung deutscher Sprachstudien in Amerika bereitet

worden, äußerte er hierüber seine lebhafte Befriedigung. Er sagte, daß er selbst von jeher eine große Vorliebe für die deutsche Sprache besessen habe, aber sie zu sprechen doch Bedenken trage (unser Gespräch wurde auf Englisch geführt), da er ganz aus der Übung gekommen sei. Dagegen habe er zu keiner Zeit auf den Genuß verzichtet, Deutsch zu lesen, und zwar falle ihm die Lektüre unserer Poesie leichter als die unserer Prosa. (Sonst pflegt es umgekehrt zu sein.) Auch mir — wie vor mir vielen anderen deutschen Besuchern — bekannte er sich als Bewunderer altdeutscher Dichtung, vor allem des Nibelungenliedes; von diesem unserem Nationalepos habe er namentlich den zweiten Teil, Kriemhilds Rache, ins Herz geschlossen, der ein erhabenes Meisterwerk sei. Er wiederholte zur Bekräftigung mehrmals das Wort: „A master work!" Dieses mittelhochdeutsche Gedicht zu lesen und zu verstehen koste ihn geringere Mühe als die Lektüre des angelsächsischen Epos Beowulf, vielleicht auch darum, weil es ihn durch seinen Inhalt weit mehr fessele. Er erwähnte die Prachtausgabe des Nibelungenliedes, die ihm der Deutsche Kaiser zum Geschenk gemacht habe, und ging sodann mit Wärme auf meine Bemerkung ein, welcher wichtigen Aufgabe die verschiedenen Versuche dienen, beide Länder in nähere geistige Beziehungen zu bringen. Er versicherte mir, daß er alles, was in dieser Richtung unternommen werde, mit Interesse verfolge, mit Beifall begrüße und, soviel an ihm liege, fördern wolle. Er zweifele auch keinen Augenblick an dem praktischen Erfolg dieser Bestrebungen, für die ja nunmehr in dem Professorenaustausch eine neue glückliche Form gefunden worden sei. Nach einer kleinen Viertelstunde

erhob sich der Präsident, zum Zeichen, daß die Zeit, die er mir widmen konnte, verstrichen war, und verabschiedete mich mit herzlichen Worten und mit einem Händedruck, der das Resultat langjähriger Trainierung in fast schmerzhafter Deutlichkeit zusammenfaßte.

Was man über die Hauptakteure der öffentlichen Schaubühne hört und liest, dahinter setzt man unwillkürlich ein skeptisches Fragezeichen, da ihr Charakterbild meist von Leuten entworfen wird, die ihnen nicht nahe genug stehen, um sie richtig, oder zu nahe, um sie unbefangen beurteilen zu können. Weiß man doch nicht einmal von ihren Taten mit Sicherheit, wie weit sie eigener oder fremder Initiative entspringen, und ob zu deren endgültiger Wertung nicht Umstände in Betracht kommen, die sich vorläufig der Kenntnis entziehen. Aber wer in diese sprühenden Augen geblickt, den hämmernden Klang dieser Stimme gehört hat, der erhält unmittelbare Gewißheit, daß Theodore Roosevelt nicht die gleichgültige Spitze einer Beamtenhierarchie, nicht ein kalter Mathematiker der Staatskunst und erst recht nicht ein ehrsüchtiger Streber ist, sondern ein heißblütiger Patriot, dessen persönliche Lauterkeit ja nicht einmal von seinen politischen Widersachern angetastet wird. Dieser berühmte Reiter weiß aber auch sein eigenes schäumendes Temperament im Zügel zu halten und ihm die Gangart aufzuzwingen, die bald von großen Zielen, bald von kleinen Rücksichten gefordert wird. Er wird jedenfalls, ob er zäumt oder spornt, nie das Wohl und die Zukunft seines Volkes aus dem Auge lassen, und ich glaube, daß er zu den Politikern gehört, die der Aufrichtigkeit mehr Erfolge verdanken als dem Versteckspiel. Schwer-

lich ist er jenen Größten beizuzählen, die eine ganze Generation modeln nach ihrem Ebenbild und das Losungswort von morgen dem anfangs ungläubigen Heute vorausverkünden. Aber dafür besitzt er eine seltene Hellhörigkeit für das Raunen des Volksgewissens und reagiert auf die leisesten Schwingungen der amerikanischen Seele wie der Seismograph auf das unmerkliche Beben des Erdbodens. Das bezeugt er auch durch ein Verhalten, aus dem seine Gegner ihm einen Strick zu drehen suchen. Sie machen es ihm nämlich zum Vorwurf, daß er einen monarchischen Glanz entfalte, der weder mit der Tradition seines Amtes noch mit den republikanischen Maximen in Einklang zu bringen sei. Aber wenn er das tut, und zwar noch immer in einem recht bescheidenen Maßstab, so geschieht es wohl kaum zu eitler Selbstbespiegelung, sondern in der instinktiven Erfüllung eines instinktiven Wunsches der amerikanischen Volksmehrheit. Das großgewordene Amerika will seine Größe nicht nur auf dem Papier sehen, sondern sich dekorativ vor die Sinne rücken. Darum ist ihm die einstige patriarchalische Schlichtheit wie eine verwachsene Jacke, die es wenigstens zeitweilig mit Gala zu vertauschen verlangt; darum freut es sich, wenn sein Präsident im Namen der Vereinigten Staaten vierspännig fährt.

Unzweifelhaft genießt er im Lande eine Popularität wie keiner seiner Vorgänger seit Lincoln; auch das Ansehen, das er als eine der markantesten und zugleich sympathischsten Erscheinungen der Zeitgeschichte sich in Europa erworben hat, mußte rückwirkend sein Relief bei seinen Landsleuten erhöhen. Aber bereits in zwei Jahren wird seine Amtsperiode abgelaufen sein, und selbst wenn

er von dem Entschluß, nicht noch einmal zu kandidieren, zurückkommen sollte, wird seine Wiederwahl von dem unberechenbaren Ausgang des Parteikampfes abhängen. Länger als nochmals vier Jahre könnte er unter keinen Umständen das Weiße Haus bewohnen, da zwar nicht die Verfassung, aber die fast ebenso heilig gehaltene Überlieferung einen Präsidenten mehr als zweimal zu erwählen verbietet. In Frankreich, wo die Amtszeit des Staatsoberhauptes sieben Jahre umspannt, kennt man diese Einschränkung nicht; allerdings sind dafür die Machtbefugnisse des Präsidenten der Vereinigten Staaten sehr viel weiter ausgedehnt und erstrecken sich noch auf einen nicht unbeträchtlichen Teil der Rechte, die in der Französischen Republik dem Ministerpräsidenten vorbehalten sind. Ob die grundsätzliche Durchführung eines so häufigen Personenwechsels an der höchsten und einflußreichsten Stelle der Regierung, den ja stets auch ein Systemwechsel begleitet, so außerordentliche Vorteile in sich schließt, daß seine auf der Hand liegenden Nachteile sie nicht überwiegen, darüber mögen Politiker von Fach entscheiden. Mir will scheinen, daß der rechte Mann am rechten Platz einen zu seltenen Glücksfall darstellt, um den prinzipiellen Verzicht auf dessen Ausschöpfung in irgend einer Staatsform zu rechtfertigen, und daß ein Baumeister nicht ermutigt wird, nach groß angelegten Plänen ein Gebäude zu beginnen, das nicht in vier und nicht in acht Jahren unter Dach gebracht werden kann, wenn schon vorher die Unmöglichkeit, es selbst vollenden zu können, die Unsicherheit, ob es von anderen vollendet werden wird, ihm vor Augen steht. Auch der redlichste Wille, auch die gewaltigste Tatkraft werden so gehindert,

mit allgemein empfundenen Mißbräuchen gründlich aufzuräumen. Wer die politische Korruption, diesen häßlichsten Flecken auf dem Ehrenschilde der Vereinigten Staaten, wegfegen wollte, der müßte wenigstens einige Garantien haben, daß sie nicht zuvor ihn wegfegt.

Roosevelt ist heute achtundvierzig Jahre alt. Man vermag sich schwer vorzustellen, daß ein solcher Mann, fünfzigjährig, im Schatten des Privatlebens, ein guter Bürger unter anderen, verschwinden soll. Man vermag sich nicht minder schwer vorzustellen, daß er als Gouverneur eines Einzelstaates, als Kongreßmitglied, Senator oder Parteiführer seine Fähigkeiten und Erfahrungen wieder einem engeren politischen Wirkungskreise widmet. Aber was er auch künftighin tun wird, es wird nichts Halbes sein, und er wird entweder noch viel oder gar nicht mehr von sich reden machen. —

Die Absicht dieser Aufzeichnungen wäre erfüllt, wenn ich hoffen dürfte, ein treffendes Bild gegeben zu haben von dem, was mir in Amerika sehenswürdig und denkwürdig vorkam. Der Lückenhaftigkeit des Bildes bin ich selbstverständlich mir wohl bewußt; ich wollte jedoch weder Oftgesagtes und Allbekanntes wiederholen, noch bei Gegenständen, die meinem Sachverständnis entrückt sind, den Kennern ins Handwerk pfuschen. Ohne Frage ist meine Darstellung auch in gewissem Sinne einseitig, insofern ich Land und Volk und Leben hauptsächlich von der Sonnenseite zu sehen bekam. Umso besser ergänzt sie die vielen Schilderungen, die hauptsächlich bei den Schattenseiten verweilen. Ich weiß, daß es an solchen dort ebensowenig fehlt wie anderwärts, und ich habe ja auch rückhaltlos ausgesprochen, was mir mißfiel. Aber

ich glaube, daß, wer von fremdem Volkstum erzählt, sowohl dem Lande, das er bereist hat, als auch ganz besonders seinem eigenen durch die Anerkennung von Vorzügen einen größeren Dienst leistet als durch die Hervorhebung von Mängeln. Überhaupt können wohl unserer so gern negierenden Zeit die herrlichen Goethe-Worte nicht oft genug ins Gedächtnis gerufen werden: „Wenn ich das Schlechte schlecht nenne, was ist da viel gewonnen? Nenne ich aber gar das Gute schlecht, so ist viel geschadet."

Man sollte annehmen, die Leichtigkeit des modernen Reisens müßte, indem sie die Völker einander näher rückt und in persönliche Beziehungen bringt, ihre gegenseitigen Vorurteile zerstören. Aber an Stelle der zerstörten schafft sie neue. Denn die seßhafte Mehrheit bildet sich heutzutage ihre Begriffe vom Charakter und Wesen eines anderen Volkes nach den Touristen, die es ihr zuschickt. Wenn der Durchschnittsdeutsche von den Engländern spricht, so meint er damit die in Deutschland reisenden Engländer; so geht es den Franzosen mit den Deutschen, so den Europäern mit den Amerikanern. Es sind nicht immer die besten Elemente einer Nation, von denen sie unterwegs vertreten wird, und auch die besten zeigen sich bei dieser Gelegenheit nicht immer im besten Licht. Wer ohne professionelle Zwecke zu seinem Vergnügen, zu seiner Erholung reist, der hat Ferien, vorübergehende oder dauernde, und völlige Muße steht nur den allergeschmackvollsten Menschen, den allerfeinsten Geistern zu Gesicht; die übrigen kleidet sie nicht eben vorteilhaft. Ihre Menschenwürde braucht, um sich auszudrücken, das Gebundensein, den Beruf, die Beschäfti-

gung. Um aus dem Reisen selbst einen Beruf oder nur eine ernsthafte Beschäftigung zu machen, dazu fehlen ihnen die Vorbedingungen. Sie wissen nur mit ihrem Überfluß an Zeit und an Geld sonst nichts Gescheites anzufangen, und da die absolute Untätigkeit sie langweilen würde, so greifen sie zur Scheintätigkeit der Ortsveränderung. Will sagen, sie bummeln in der Welt herum. Der Bummler aber ist von allen denkbaren Typen am wenigsten geeignet, für das Volk, dem er angehört, Modell zu stehen.

Wenn Deutsche nach England kommen, so wundern sie sich, daß die Engländer daheim so gar nicht den Vorstellungen entsprechen, die von den Engländern auf dem Kontinent in ihnen erweckt worden sind. Daß sie die Amerikaner zu Hause aufsuchen, ist noch immer ein Ausnahmefall, und so wird die Meinung, sie glichen den ungebildeten Nabobs, die Europa unsicher machen, sich langsamer korrigieren. Die Leute, die mehr verdient als gelernt haben und nun die Welt umsonst nach einer Materie durchsuchen, mit der sie ihre innere Leere ausfüllen könnten, gleichen sich überall. Wenn Amerika sie in den zahlreichsten Exemplaren versendet, so beweist es damit nur seine größere wirtschaftliche Prosperität.

„Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit." Dieses Motto von Freytags „Soll und Haben" gilt nicht nur vom Roman und nicht nur vom deutschen Volk; es gilt von jeder Betrachtung, die irgend einer Nation gerecht zu werden wünscht. Um das amerikanische Volk zu würdigen, muß man es aber namentlich auch bei seiner geistigen Arbeit aufsuchen. Dann

erst betritt man die Werkstätte, in der es beflissen ist, sein verheißungsvollstes Rüstzeug zu schmieden.

Das drüben so ausgiebig angefachte Interesse für deutsches Wesen wird man hüben am besten rege erhalten können, indem man es erwidert. Nicht ohne Grund fühlen die Amerikaner sich in dieser Hinsicht von uns noch ein wenig vernachlässigt, und in je häufigeren Fällen sie wahrnehmen, daß wir nicht genug von ihnen wissen, desto näher wird ihnen der Verdacht liegen, daß wir nichts von ihnen wissen wollen. Die Brücke über den Ozean muß von beiden Seiten zugleich geschlagen werden; ein günstiger Zeitpunkt, sie auszubauen, würde nicht so bald wiederkehren, wenn wir den jetzigen versäumten. Deshalb tut es not, die bereits vorhandenen Ansätze planvoll weiterzuführen und zu ergänzen. Es tut not, neben den längst bestehenden Verbindungen der Diplomatie und des Handels möglichst vielfältige, möglichst innige intellektuelle Verbindungen anzuknüpfen.

Wenn die „Germanistische Gesellschaft" die Förderung nicht nur der deutschen Bildung in Amerika, sondern auch der amerikanischen in Deutschland auf ihr Programm gesetzt hat, so dient sie ja dieser zweiten Aufgabe schon dadurch, daß sie deutsche Gelehrte und Schriftsteller zum Besuch der Vereinigten Staaten veranlaßt und sie befähigt, den dort genossenen Anschauungsunterricht daheim für ihre Landsleute fruchtbar zu machen. Jung, wie sie ist, muß sie zunächst noch experimentieren, und daß sie bei den Vorbereitungen meiner Rundreise zum erstenmal die bisher der gegenseitigen Fühlung ermangelnden verwandten Vereine und Körperschaften in den verschiedenen Städten zur Mitbeteiligung

heranzog, war ein solches Experiment, dessen glückliches Gelingen voraussichtlich einen dauernden Zusammenschluß in Form eines Kartells zur Folge haben wird. Auch der offizielle Professorenaustausch der Universitäten befindet sich ja zunächst noch im Versuchsstadium. Man mag, wenn auch nicht seinen ideellen, so doch seinen praktischen Wert anzweifeln, solange die wechselsweise gastierenden Hochschullehrer nur eine neutrale Fachwissenschaft dozieren. Sie werden dann durch ihren Aufenthalt zwar ihren eigenen Gesichtskreis erweitern, zum Nutzen ihrer Schüler im Vaterlande; aber ihren Schülern in der Fremde werden sie der Hauptsache nach stofflich nichts anderes zu bieten haben, als was diese auch von einheimischen Lehrern erfahren können. Ganz anders liegt die Sache, wenn sie kommen als die Verkündiger ihrer eigenen heimischen Kultur; erst damit wird die Einrichtung, indem sie nicht nur Personen, sondern Kenntnisse und Anschauungen zum Austausch bringt, zu ständiger Bedeutsamkeit erhoben. Wie heute schon an den meisten amerikanischen Universitäten geborene Deutsche ihre Hörer über Deutschland unterrichten, so sollten auch bei uns möglichst überall geborene Amerikaner die Geschichte, die Verfassung und das Recht der Vereinigten Staaten vortragen, deren natürliche, wirtschaftliche und soziale Lebensbedingungen beleuchten. Noch wichtiger und wertvoller als selbst ein derartiger Professorenaustausch erscheint mir der Austausch der Studenten. Die Zahl der deutschen Hörer an amerikanischen Hochschulen soll hinter denen der amerikanischen an deutschen nicht mehr so weit wie bisher zurückbleiben. Unserer wißbegierigen und aufnahmefähigen Jugend soll

Gelegenheit geschaffen werden, ein Entwicklungsjahr in der Neuen Welt zu verbringen, die eine neue Welt von Anregungen für sie bereit hält. Wie die Akademien begabten jungen Künstlern Preise und Stipendien für einen Aufenthalt in Rom zuwenden, so müssen Preise und Stipendien gestiftet werden, um den angehenden Gelehrten, namentlich den Studierenden der Jurisprudenz, Geschichte, Nationalökonomie und Staatswissenschaft, einen Aufenthalt in Amerika zu ermöglichen. Und warum sollten nicht auch junge Mädchen, ebensogut wie man sie einem Pensionat in der Französischen Schweiz oder in England anvertraut, auf ein oder zwei Jahre in ein amerikanisches College geschickt werden? Sie würden dort an Leib und Seele keinen Schaden nehmen, vielmehr mit reicher geistiger Ausbeute, mit gefestigter Selbständigkeit und mit einem Anhauch der dort herrschenden köstlichen Lebensfrische heimkehren.

Daß dieses jüngste und räumlich größte Kulturland der Erde noch nicht fertig ist, darauf beruht gerade der einzigartige Reiz, der verjüngende Zauber, den es auf seine Besucher ausübt. Wer sich andächtig in das Gewesene versenken will, der muß nach dem Orient pilgern; wer das Bestehende in seiner höchsten und feinsten Blüte genießen will, der findet es nur in Europa; Amerika aber ist das gegebene Wanderziel für jeden, den das Werdende lockt. Nur dort steht er unmittelbar am „sausenden Webstuhl der Zeit" und sieht aus tausend und aber tausend Fäden ein Gewebe wirken, dessen Muster gegenwärtig noch nicht zu überblicken ist. Nur dort vermag er einem Drama zu folgen, das vorher von der Menschheit noch nicht gespielt wurde. Mit dem

Herzklopfen der äußersten Spannung wohnt er einer Uraufführung bei und fragt sich, zu welchem Gipfelpunkt die mächtig bewegte Handlung wohl noch führen wird.

Nur eine müßige Prophetie kann sich unterfangen, der Entwicklung dieses Weltschauspiels vorzugreifen. Aber ein dramatischer Konflikt läßt sich in der Seele seines Helden schon jetzt deutlich erkennen. Dieser Held, der junge amerikanische Herkules, steht am Scheidewege; nach zwei entgegengesetzten Richtungen drängend, ringen in ihm zwei einander feindliche Gewalten. Die eine heißt Ausbreitung und Macht; die andere heißt Verinnerlichung und Vertiefung. Welcher von beiden wird er nachgeben? Wird er im Rausche des Imperialismus darauf ausgehen, die Welt zu beherrschen, oder wird er als der Friedensherold, zu dem seine Väter einst ihn bestimmten, seinen Ehrgeiz nur darein setzen, ihr voranzuschreiten? Kein heute Lebender wird die Lösung erfahren. Sollte wirklich das Expansionsgelüst zum vorwaltenden Trieb der amerikanischen Volksseele werden, so würde es in dem eigenen riesenhaften Erdteil noch auf Jahrhunderte hinaus Sättigung finden. Aber selbst vom Standpunkt jener Realpolitik, deren leitender Grundsatz das Mißtrauen ist, die in allen Menschheitsfragen lediglich Machtfragen erblickt und von ihren Gewichtsberechnungen die moralischen Imponderabilien ausschließt (als hätten sie noch nie in der Geschichte den Ausschlag gegeben!) — selbst von diesem Standpunkt wäre es lächerlich, den Vereinigten Staaten keine andere künftige Bestimmung zuerkennen zu wollen als die eines bedrohlichen Ungeheuers, das in seiner Höhle auf Raub lauert. Nicht mehr und nicht weniger als jedes Staats-

wesen werden sie von einem gesunden Egoismus gelenkt; doch daß ihm eine andere Gewalt ausgleichend entgegenwirkt, kann nur leugnen, wer von den sittlichen Kräften in dieser Nation keine Ahnung hat. Ich vertraue diesen Kräften, weil ich sie am Werke sah, und der Heimat treu bleibend, habe ich an trüben Tagen fortan nur nötig, meine Gedanken übers Meer zu senden, damit in ihrem Reiche die Sonne nicht untergeht.

In der Frühe eines wundervollen Maimorgens betrat ich nach der Rückfahrt in Cherbourg wieder den europäischen Boden. Eine Fahrt von wenigen Stunden durch den prangenden Garten Frankreichs, und Paris, doppelt unwiderstehlich in seinem duftigen Frühlingskleid, schien mich mit seinem koketten Sirenenlächeln wie die Königin im Schneewittchen zu fragen: Wer ist die Schönste, nicht nur im ganzen Land, nein, in allen Landen? Nochmals eine Fahrt von wenigen Stunden, da lag Frankreich hinter mir, und ich sah den deutschen Rhein schimmern. Wie scheint das alles, wenn man von da drüben kommt, eng beieinander! Immer nur eine Fahrt von wenigen Stunden bis zu einer Landesgrenze, Reich um Reich; und alle diese Reiche, teilweise nicht größer, teilweise kleiner als mancher von den sechsundvierzig Staaten der Union, stehen einander bis an die Zähne bewaffnet gegenüber. ...

Frankreich und Deutschland im Mai! Wie ein Trunkener möchte man westwärts rufen: Ja, du Schneewittchen über den Wassern, die alte Königin Europa ist noch immer schöner als du! Du große, begnadete Natur da drüben, hast du im Liebesbunde mit dem Genie die Kunst gezeugt? Hat diese hehre Tochter dich mit Blumen

geschmückt, die nicht welken, und dir ein Diadem aus Sternen gereiht, die nicht untersinken? Du neue Welt, noch ist aus der alten die Göttin der Schönheit nicht zu dir ausgewandert — noch nicht; und doch gibt es Wahnsinnige, gibt es Verbrecher, die daran denken können, sie mit Pulverdampf und Blutdunst zu dir hinüberzuscheuchen!

Dort ein Land, dem keine natürliche Bedingung fehlt, um unseren Vorsprung von Jahrhunderten in ebensovielen Jahrzehnten einzuholen; dort ein Staat, der achtzig Millionen Menschen der verschiedensten Rassen zu einer einigen Nation verbunden hat und für mehr als die doppelte Zahl noch Raum bietet; dort ein ganzer Weltteil, den keine erobernde Invasion von außen bedroht, und den nach menschlichem Ermessen kein innerer Zwist mehr zerreißen wird; dort ein Volk, das durch keine wuchtende, starre Umpanzerung gehindert wird, jeden Muskel und jeden Nerv in friedlicher, fruchtbringender Arbeit anzuspannen! Und hier?

Sieht nicht ein Blinder, was die unausbleibliche Folge sein wird, wenn Europa sich weiter bekämpft und zerfleischt? Der weltgeschichtliche Vorgang, der sich schon einmal vollzog, damals, als die alte Herrlichkeit großer Reiche für immer in Staub zerfiel und die Kultur von Asien nach Europa übersiedelte, müßte sich wiederholen. Abermals würde das Beste, was der Menschheit eigen ist, um einen Weltteil weiter westlich wandern.

Nach jedem großen europäischen Kriege der Zukunft werden auch die Sieger die Besiegten Amerikas sein. Aber sogar in einem andauernden Frieden, zumal in einem derart waffenbeladenen, werden die einzelnen Na-

tionalstaaten für sich allein mit dem höher und höher emporwachsenden Riesen überm Ozean nicht gleichen Schritt halten können. Dazu sind sie zu klein. Um die Vorherrschaft werden, wie einst Stadt mit Stadt, dann Gau mit Gau, dann Land mit Land, künftig nur noch Kontinent mit Kontinent zu ringen haben, und ein zerstückelter muß einem ungeteilten unterliegen. Soll die Alte Welt von der Neuen nicht in den Schatten gestellt, nicht von ihrer Übermacht dermaleinst auch ohne feindlichen Zusammenstoß erdrückt werden, so hat sie nur ein einziges Rettungsmittel. Die Hoffnung aber, daß es rechtzeitig angewendet werden wird, scheint heute utopischer als je. Es heißt: Die Vereinigten Staaten von Europa.



r em-
chritt
Vor-
Gau
Kon-
zer-
l die
tellt,
eind-
r ein
z es
topi-
von



